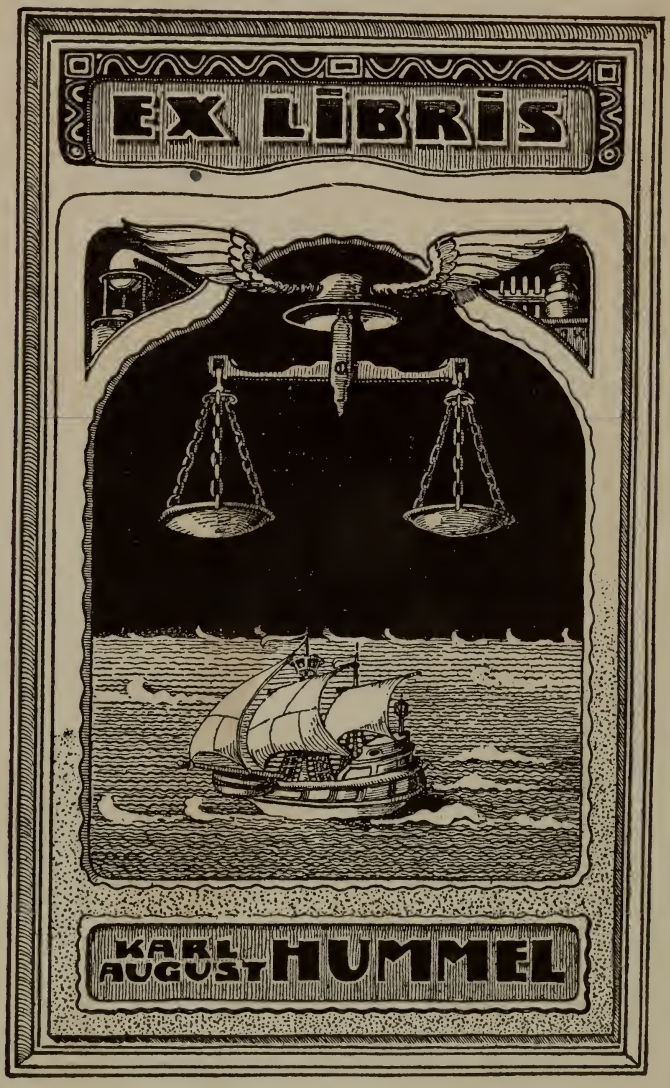
BILDER VOM LEBENSWEGE VON EDNA

ES WILL ABEND WERDEN

H. V.

VERLAG DER JOS. KÖSEL'SCHEN BUCHHANDLUNG
KEMPTEN ✣ MÜNCHEN ✣ COBLENZ

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH



Edna: Es will Abend werden

833
Edble

Es will Abend werden

Bilder vom Lebenswege

Von Edna

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung
Kempten 1920 München

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Dem Andenken
Charlotte Lady Blennerhassets
in inniger Dankbarkeit gewidmet.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	VII
Lady C	1
Rhena	19
Eine ſtarke Frau	32
Die Linſinger Margaret	42
Feierabend	48
Erneſta	54
Wunderland	60
Kinderſchuhe	64
Die Geſchichte eines Tages	69
Im Bagno	80
‚Ihr glücklichen Augen‘	87
Erinnerungen	98
Werdegang	165
Drei Briefe	207

Vorwort.

In meinem siebzigsten Lebensjahr habe ich zur Feder gegriffen; meine kleinen Skizzen im „Hochland" sind mit so viel Nachsicht und freundlichem Entgegenkommen aufgenommen worden, daß ich, davon ermutigt, sie jetzt in Buchform einem weiteren Leserkreis hinausschicken möchte, in der Hoffnung, der eine oder der andere werde vielleicht gern zuhören, was eine alte Frau über Vergangenes und über das Leben selbst zu erzählen hat. Sprache, Auffassung, Stil, Gedankenart, das ist alles so anders wie heutzutage, vielleicht interessiert es durch den Gegensatz. — Mir selbst war dieses Vertiefen in die Vergangenheit eine Freude, die ich meiner unvergeßlichen Freundin Charlotte Lady Blennerhasset zu danken habe. Wie sie war ich krank an dem Entsetzen der Zeit, die wir jetzt durchleben müssen, wie sie, in der großen kosmopolitischen Gedankenwelt aufgewachsen, schien mir mit dem Zusammenbrechen unserer alten Kultur alles Lebenswerte zu Grunde zu gehen. — Ich war erst in späteren Jahren mit Charlotte zusammengewürfelt worden, in den Jahren, wo Freundschaft langsame und tastende Schritte macht. Mein erster Eindruck, und der ist in zwanzig Jahren derselbe geblieben, war, daß ihr Herz so merkwürdig jung war, so jung und warm,

und daß alle Lebenserfahrung, alles Wissen, aller Verstand, ja selbst ihre große kritische Veranlagung dieses junge Herz nicht hinderte, immer mit ihr durchzugehen, in unglaublicher Begeisterungsfähigkeit und in dem Bedürfnis zu helfen! Wer unsere Freundin nur aus ihren Büchern kennt, der hat keine Ahnung von dem jugendlichen Zauber, den diese impulsive Frische, die nicht vom Verstand, sondern vom Herzen kam, besonders auf die Jugend auszuüben vermochte. — In ihrem an Schwierigkeiten und Problemen so reichen Leben hat es Charlotte aber auch immer verstanden, Konflikte und Probleme, ja das Leben selbst, in Arbeit umzusetzen und auch andere diesem erlösenden Gedanken zuzuführen, denn geistige Arbeit war Leben für sie, Anregung, Überwindung, Erlösung von der Enge des Ich und der Welt des Alltags. Und so folgte ich ihrem Rat, machte meine Türe zu und ließ Bilder und Gedanken, Aufgespeichertes und Erlebtes an mir vorüberziehen, und aus dem Grauen der Zerstörung um uns her flüchtete ich mich zu den unsterblichen Gemeingütern der Menschheit. — Vor vielen Jahren hatte mir Charlotte einmal in ihrer drolligen kurzen Art gesagt: „Du hast einen guten Kopf, warum schreibst du nicht?" Dieser scherzhafte Einfall unterhielt mich damals, aber überzeugte micht nicht, und jetzt auf einmal zu meinem eigenen größten Erstaunen und zu Charlottes gütiger Freude entdeckte ich, daß es mir möglich war, für inneres Leben, für durchgearbeitete Gedanken Sprache und Klang zu finden. Freilich in so ganz anderer Weise wie sie, deren große Stimme, solange noch die Möglichkeit besteht, ideales

Streben zu wecken und zu pflegen, ein lebendiges Echo in den Menschenherzen hervorrufen wird. Sie hatte den Menschen so viel zu sagen; sie war mit allen Registern des Seelenlebens vertraut, und ihr kritisch angelegter Geist störte weder die Tiefe noch die große Güte ihres Verstehens. — Es war nicht nur geduldige Güte, sondern lebhaftes, warmes Interesse, was sie selbst ganz unbedeutend scheinenden Menschen entgegenbrachte, denn die menschliche Psyche, besonders die komplizierte Psyche des 20. Jahrhunderts gab ihr viel zu zu denken. Dabei war sie durch und durch Frau, das war so schön bei ihr, und sie war ganz besonders im besten Sinn eine deutsche Frau. Aber alles war bei ihr auf einen Ton gestimmt, ihr ganzes Wollen und Streben; sie wollte die Zeit, in der wir leben, immer und auf jede Weise an ewige Wahrheiten erinnern, wollte die heutige Literatur, die seit Jahrzehnten so merkwürdigen Geschmacksrichtungen huldigt, zu den ewigen Gesetzen von Maß und Ordnung zurückführen, ihr mahnend zurufen, dem Kultus der ewigen Schönheit treu zu bleiben. „Das Apostolat der Feder" war eine Verpflichtung, die immer vor ihr stand. Ihr großes Wissen, ihr kritischer Blick machte sie wie wenige zum Rufer in der Wüste; ebenso ihr kosmopolitisches Leben, welches sie in vielen Ländern heimisch gemacht hatte; es befähigte sie, in die Tiefe der Geister einzudringen, in welcher die Eigenart der Völker, ja auch das scheinbar Trennende sich begegnen und finden. Newman sagt in seiner großartig klaren Sprache: „Es ist die Aufgabe der Wissenschaft uns zu lehren, wie man ver-

gleicht." Diese Gelehrsamkeit war ihr im höchsten Grade eigen und gab ihr die Sicherheit des Urteils, die Feinheit und Großzügigkeit des Verständnisses. — Sie hat in ihrem langen Leben sehr viel Licht in sich aufgenommen, und hat der Überzeugung gelebt, daß alles geistige Streben, jede geistige Arbeit, um nutzbringend und segensreich zu wirken, im Lichte der ganz großen Geister wandeln und mit Idealismus und Begeisterung Hand in Hand gehen muß. Und trotz der losgelassenen Hölle, die ihre letzten Jahre verdüsterte, ist sie diesem Glauben ihrer Jugend, welcher ihrem innersten Wesen entsprach, treu geblieben. Idealismus und Begeisterung, wie könnte das Menschengeschlecht weiterleben ohne diese Jugend des Herzens! Wir dürfen nicht verzweifeln, wir dürfen nicht glauben, daß unsere aber und abertausendjährige Kultur in geistiger Verarmung, in Haß und Neid ein schmähliches Ende finden wird. Wir müssen hoffen und warten. Gott ist geduldig, weil er ewig ist. Die Zeit wird kommen, wo die Ideale, für die Charlotte gelebt, in der Menschheit wieder lebendiges Feuer entzünden, wo die Herzen erstarkt und erwärmt, des Unsterblichen sich erinnernd, sich wieder sehnen werden nach dem Reich ewiger Schönheit.

Lady E.

Ich habe oft versucht, Idealisten zu schildern, und habe es doch immer wieder unterlassen, denn wer kann Sonnenstrahlen auffangen und wieder zergliedern, wer kann überhaupt erklären, warum sie in dem einen Menschen das junge Aufjauchzen zu wecken vermögen, während der andere nur das Bedürfnis fühlt, seinen Sonnenschirm aufzuspannen? Es gibt Idealisten in allen Klassen und von den verschiedensten Gedanken- und Gefühlsrichtungen; gläubige und ungläubige, Dichter und Denker und solche, die ihr ganzes Leben große Kinder bleiben; sie haben nur das eine gemeinsame Merkmal, sie sind unverbesserlich! Es ist ein Abrunden häßlicher Ecken, es ist ein inneres Leuchten, wie das Leuchten einer großen Freude, es ist ein sechster Sinn, der erweitert und verschönt, es ist etwas von alledem, aber das allein ist es nicht. — Eine arme Klavierlehrerin, die ich manchmal in ihrer Krankheit besuchte, deren Elend man unwillkürlich vergaß, um von Kunst und Schönheit und der Welt des Geistes zu sprechen, die, statt zu klagen, von den großen Meistern der Töne erzählte, von der deutschen und italienischen Seele, bei der man fühlte, daß eben diese Welt der Schönheit ihr viel gegenwärtiger war als die Armut, mit der es

ihr hartes Geschick war, sich aussichtslos herumzuquälen, die verließ ich immer mit dem Bewußtsein, daß in dem armen Stübchen die lebendige Definition zu finden war, nach der ich vergeblich suchte. Sie gehörte zu dem unverbesserlichen gottbegnadeten Volk, das ewige Jugend in sich hat! „Et qu'importe après cette triste et courte vie d'avoir pu être cité, comme un exemple de félicité exterieure?' — J'aime mieux un Mouni de l'Inde, j'aime mieux Simeon Stilite rongé de vers sur sa colonne, que ces pâles existences que n'a jamais traversé le rayon de l'Ideal, qui depuis leurs premier jusquà leurs dernier jour se sont déroulé jour par jour comme les feuillets d'un livre de comptoir!' Der diese wundervolle Sprache schrieb, war kein Christ, aber seine nach Idealismus strebende Gedankenrichtung ist der unsern gleich. In unserm christlichen Glauben erreicht sie ihre richtige Entfaltung.

Ich möchte hier von einer Frau erzählen, deren Leben sich in ganz andern Kreisen abspielte, die ungleich mehr erfahren und gesehen, in größeren Kontrasten, in viel einschneidenderen Kämpfen den stillen starken Mut erprobte als die arme Lehrerin, die aber wie jene ihr hartes Geschick in innern Reichtum umzuwandeln vermochte, die von dem gleichen idealen Zug getragen mit derselben tiefen Frömmigkeit, demselben kraftvollen Gottvertrauen, vom Glück verfolgt, schließlich in vollständiger Armut ein Dasein beschloß, das nach menschlichen Begriffen ein großes Mißlingen war!

Eine meiner frühesten Kindererinnerungen waren vergnügte Morgenspaziergänge mit meinem Vater auf

einer der schön gewundenen Straßen, die vom See hinauf zu der grünen Hügelkette führen, auf der einige alte Burgen in liebliche Täler und Schluchten hinunterschauen; an einer Kreuzung der Wege begegneten wir öfter zu derselben Stunde einem Korbwagen, von einem Esel gezogen. In dem Korbwagen, es war ein großer Fauteuil, der auf ganz niedern Rädern marschierte, saß eine ältere Dame, von Paketen umgeben und hielt nur lässig die Zügel in der Hand, die bestimmt gewesen wären, den kleinen Esel zu lenken. Esel lenkt man bekanntlich nicht, und Lady C. kannte Swifts klassischen Ausspruch: „I never argue a point with one of your family." Und so trottete mein kleiner Freund selbstzufrieden seinen eigenwilligen Weg, und da er genau wußte, daß der Zweck dieser Morgenspaziergänge darin bestand, in den verschiedenen Läden des benachbarten Dorfes Proviant zu holen, wobei auch öfters etwas Gutes für ihn abfiel, so ging die Sache meist glatt ab. Nur hie und da blieb er ohne irgend einen erklärlichen Grund plötzlich stehen, und man mußte sich in Geduld fassen, bis es ihm beliebte, die Bürde des Lebens wieder aufzunehmen. Er war der wunderhübscheste Esel, den man sich denken kann. Unglaublich klein und doch sehr kräftig mit lächerlich kleinen Füßen und unwahrscheinlich langen Ohren. Sein graues Fell war weich wie Samt; einen weißen Stern hatte er mitten auf der Stirn zwischen seinen sehr klugen braunen Augen. Das ganze Bild steht noch so deutlich vor mir und wie der kleine Kerl seine langen Ohren spitzte, wenn er uns von weitem sah und seinen kurzen Trab beschleunigte.

Ich hatte eine Stelle entdeckt gerade hinter seinen Ohren, an der er gekrabbelt zu werden wünschte, deshalb hatte er mich mit seiner Freundschaft beehrt; auf diese Art war ich auch gut beschäftigt, während mein Vater sich mit Lady C. unterhielt. Nach und nach wuchs aber auch bei mir das Verständnis und das Interesse an diesen Gesprächen, die sich natürlich nicht nur auf der Landstraße abspielten und nach Art der Engländer unfehlbar mit Politik begannen, um dann in alle möglichen Seitenpfade des Denkens und des Wissens zu führen. Es waren spannende Zeiten: der Stern Napoleons III. war im raschen Aufsteigen begriffen; Englands Politik war es damals, diesen Aufstieg zu unterstützen, und diese Politik fand im Krimkrieg und den Umwälzungen in Italien ihren deutlichen Ausdruck. — Die Bekämpfung des großen Napoleon hatte Frankreich und England nicht entzweit; man bekämpfte nur die gefährliche Expansionskraft des großen Genies. Aber für den Menschen selbst, das hat man damals und später in Europa nie recht begriffen, für den hatten viele Engländer eine rückhaltlose Bewunderung. Heroenkultus ist etwas, was sie manchmal packt und dann oft die wunderlichsten Blüten treibt! S'emballer — dieses unübersetzbare französische Wort ließe sich oft genug auch auf das englische Volk anwenden. Wie haben sie das mit Garibaldi bewiesen! Ein Historiker erzählte mir die komische Anekdote, daß Garibaldis Besuch in England mit einer Zentenarfeier Shakespeares zusammenfiel und daß man beide „Heroen" zusammen feierte und ganz gleiche Medaillen für beide prägte. —

In diesen, wie in so vielen Anschauungen, Traditionen und Geschmacksrichtungen paßten mein Vater und Lady C. zusammen, als wären sie aus demselben Holz geschnitzt. — Durch eine eigentümliche Fügung waren diese beiden großen Menschen aus dem bewegten Treiben eines kosmopolitischen Daseins in einen stillen, weltentlegenen Winkel der Schweiz verschlagen worden und fanden sich zusammen, wie sich eben nur Engländer einer gewissen Gattung zusammenfinden, unter denen eine Zusammengehörigkeit der Erziehung und Grundanschauungen besteht wie sonst wohl bei keinem andern Volk. Für jeden bildet das Haus des andern ein Wiederspiel seiner eigenen Heimat, Heimat des Herzens, der Gewohnheiten, Heimat der Rasse. Warum mißverstehen andere Völker so leicht diesen stark ausgeprägten Zug und suchen darin einen verletzenden Hochmut? Für den Engländer bedeutet die Scholle nicht viel, die Heimat des Herzens, die Heimat der Rasse alles, und diese trägt er gleichsam mit sich herum und baut ihr in jedem Land, in jedem Klima ein Heimathaus; sie drückt sich aus in seinen Büchern, seinen Blumen, seiner Lebensführung. Die Vergangenheit seines Volkes, das, was dieses Volk in jahrhundertelangen innern und äußern Kämpfen errungen und befestigt, die große Freiheit des Denkens, die männliche Unterordnung unter die selbstgeschaffenen Gesetze, das absolute Unabhängigkeitsgefühl, das damit verbunden ist, das sind die starken Wurzeln seiner Kraft: Civis romanus sum. Dieses eigentümliche Selbstbewußtsein, das ich eigentlich mehr ein Rassebewußtsein nennen

möchte, findet man auch bei ganz unbedeutend veranlagten Engländern, die sich selbst darüber nicht Rechenschaft zu geben wissen, was es ist, was sie trägt. Bei größeren, auf einer hohen Kulturstufe stehenden Naturen, da bildet es nur den Untergrund, aber auf diesem Untergrund ist doch ihr ganzes Sein aufgebaut, in seiner Einheit und seiner Einseitigkeit. Es hat etwas von der antiken harten Einfachheit des Römers, dem die Psyche anderer vielleicht höher und feiner begabter Völker ein Rätsel blieb, und der aufhörte, Römer zu sein in dem Augenblick, wo die Kultur der Griechen und Ägypter sein Denken bereicherte und zersetzte! In unser zwanzigstes Jahrhundert, kompliziert, hochstrebend, unruhig, voll ungelöster Probleme und unruhiger Theorien, von des Zweifels „Bläsſe angekränkelt", da passen diese gradlinigen Naturen nicht mehr recht herein. Vor allem wäre ihnen das, was die heutige Welt in Fesseln schlägt, die Macht und der böse Zauber des Goldes, ein widerliches Rätsel; tonangebende Finanzbarone, Finanzgruppen, die imstande sind, einen Weltbrand zu entfesseln, in dem unendlich höhere Werte als Geld und Gut schmachvoll zu Grunde gehen, das miterleben zu müssen, das in ihrem eigenen Vaterlande miterleben zu müssen, das hätte für sie das Ende aller Dinge bedeutet. Mein Vater, der auf gute Manieren und saubere Hände großen Wert legte, wäre sich wie ein Fremder in einer Welt vorgekommen, die seine Sprache nicht mehr verstehen konnte. Er erzählte gern die Geschichte von dem englischen Minister, der die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo zu einer Finanzspekulation benützte und

dadurch die Achtung seiner Mitmenschen verlor. — Die heutige Generation kann sich einfach keinen Begriff davon machen, was die letzten 50 Jahre an grundlegenden und grundaufwühlenden Veränderungen hervorgebracht haben. Uns Alten ist es manchmal zumute, als ständen wir am andern Ufer eines Stromes, den nur beiderseitiger guter Wille noch zu überbrücken vermag.

Auch in der Liebe für Italien waren die alten Freunde eines Sinnes; la donna di bellezza e svirtu, nach der sich der Engländer immer wieder sehnt wie nach Sonne, Schönheit und Poesie, lebte in ihren Herzen fort; wie ein Jugenderinnern. Die Vorliebe für die Klassiker bereitet den Engländern wohl den Weg zu tieferem Verständnis der Sprache und des Landes. Gladstone war nicht der einzige Engländer, der seinen Horaz immer in der Tasche trug. Lady C. hatte viele Jahre in Italien zugebracht und Italiens Sprache und Literatur in sich aufgenommen. Ich weiß nicht, ob Dante ihr nicht höher stand als Shakespeare; sie hatte eine sehr schöne Ausgabe Dantes immer auf ihrem Schreibtisch liegen und wenn sie Dante erklärte, hatte ich das Gefühl, in ihr war Geist von seinem Geiste. Hoch und rein, über menschlichen Leidenschaften stehend und doch ergriffen und voll tiefem Mitleid die furchtbare Macht der Leidenschaft empfindend, den Sternen zustrebend und dem verklärenden Licht; und so wie ich Dante in der Erinnerung von ihr nicht zu trennen vermag, so geht es mir mit Beethoven. Auch bei ihm war es mir, als sei das ihre geläuterte Auffassung: ihr „Darüberstehen". — Wenn Lady C.

am Klavier saß und die prachtvollen Töne über mich dahinbrausten, war es, als zöge eines der gewaltigen reinigenden Gewitter grollend über den See; mit hellen Sonnenstrahlen, siegreich das Gewölk zerteilend, stand das ruhige Licht klar und groß über dem leidenschaftlichen Aufruhr. Beethoven war der andere Freund ihrer einsamen Stunden, er sprach zu ihr, so wie sie zu ihm, das fühlte man. Sie spielte eigentlich nur klassische Musik. Das paßte zu ihrem ganzen Wesen. Es war gut, in der tiefen Fensternische sitzend, ihr zuzuhören; die hohen schmalen Fenster, in die der Himmel direkt hineinschaute, mahnten an gotische Kathedralen. Steil abfallend ragte der Fels, auf dem die alte Burg stand, über der lachenden Gegend. Wildes Gesträuch kletterte an den starren Felsen empor und weit drunten, da lag der liebe blaue See. Ein wilder Apfelbaum, alt und knorrig, hatte sich bis zu den Fenstern heraufgearbeitet und seine zarten Blüten brachten jedes Jahr den ersten Gruß des Frühlings, und in dem jungen Grün da jubelten die Vögel und sangen den Chor zu den ernsten Melodien. — Ich weiß nicht, welcher Zufall sie gerade zu dem Kauf dieser alten Burg veranlaßt hatte, aber sie bildete einen ganz eigen homogenen Rahmen für Lady C.'s letzte Lebensjahre. Eine hohe steile Treppe in mehreren Abstufungen führte durch zwei Burgtore in den eigentlichen Burghof, der von hohen Mauern umgeben nach Süden gelegen sich prächtig als Garten und für Spalierbäume und kleine Treibhäuser eignete. So gab es Blumen überall, wie es des Engländers liebe Gewohnheit ist, und die alten Räume mit den tiefen

Mauernischen und vorspringenden Erkern, das war alles mit Blumen und schönen Teppichen und den verschiedensten exotischen Dingen, aus englischen Kolonien stammend, geschmückt; vor allem mit Büchern; dazwischen die merkwürdigen alten Kachelöfen mit den schönsten Majolikamustern und Farben; der eine hatte sogar eine kleine Steintreppe, die zu einem steinernen Fauteuil führte. Diese Mischung von deutschem Mittelalter, von orientalischen Dingen und modernem Luxus gaben dem Ganzen ein eigenartiges Gepräge.

Es ist etwas Eigenes mit dem Verhältnis eines Kindes zu Erwachsenen; es lernt sie nicht kennen, sie sind einfach da und bilden so, wie sie sind, einen Bestandteil seines kleinen Lebens. Das Kind kann sich nicht vorstellen, daß diese großen, alten Menschen erst geworden sind; erst wie ich langsam aus dem Nebel kindlicher Anschauungen herauswuchs, dachte ich darüber nach, welche Schicksale Lady C. in den stillen Thurgau geführt haben mochten und welche Schicksale sie zu der Stärke gereift, die ich ahnte, ohne sie ganz erfassen zu können. Damals verbargen die Damen recht früh jeden Rest von Jugend unter weißen Hauben. Lady C. habe ich nie anders gekannt als mit der großen weißen Haube und den grauen glattgescheitelten Haaren. Ihre etwas strengen, etwas männlichen Züge hatten mein Zutrauen zu ihrem warmen Herzen nie beeinträchtigt, wie auch später ihr großer Verstand und ihr bedeutendes Wissen mich nie ängstlich zurückgeschreckt, all meine Dummheiten vertrauensvoll vor ihr auszukramen. Sie war ja vor allem und über allem mütterlich verstehend, feinfühlend, voll Zartheit und Geduld.

Lady C. stammte aus einem reichen englischen Hause und heiratete mit achtzehn Jahren einen nicht mehr jungen, geistig hochstehenden Mann von ungewöhnlicher Bildung. Sir Marmaduke C. war Offizier, hatte noch einen Teil der napoleonischen Kriege mitgemacht und gehörte auch zu den Engländern, welche das Genie bewunderten und den Feind bekämpften. Ihm folgte sie auf die verschiedensten Posten des großen Kolonialreiches; wo immer Sir Marmadukes Beruf ihn hinführte, in den verschiedensten Zonen und Klimas hielt er offenes Haus und verstand es, einen interessanten Kreis von Gelehrten, Fachmännern, Diplomaten um sich zu vereinigen; seine junge Frau, so jung sie auch war, mußte diesem Kreis vorstehen. So erzog sie das Leben, aber auch Sir Marmaduke selbst sehr früh zu einer ungewöhnlich ernsten, gediegenen Geschmacksrichtung. Es wurde sehr viel von ihrem Verständnis, ihrer Bildung, ihrem Takt verlangt. Sie war nicht anders aufgewachsen als der Durchschnitt der englischen jungen Mädchen, und dieser Durchschnitt bedeutete damals, was allgemeines Wissen betrifft, erstaunlich wenig; aber, begabt wie sie war, fand sie es nicht schwer, an der Seite eines so gescheiten Mannes nach und nach einen festen Grund zu legen und auf diesem Grund weiterzubauen. Eine große Hilfe war es ihr, wie sie es uns Kindern oft wiederholte, daß sie, dem Rat ihres Mannes folgend, es ernst nahm mit dem Kampf gegen die Halbheit! Halbheit im Wissen, Oberflächlichkeit im Urteil, beides wurde ihr nach und nach verhaßt. Sir Marmaduke gewöhnte ihr

an, jedes Wort, jeden Begriff, der ihr nicht ganz verständlich war und zwar so verständlich, daß sie eine Definition davon geben konnte, nachzuschlagen, es womöglich zu seiner Wurzel zu verfolgen. Das klingt unglaublich pedantisch und unmöglich in einer Zeit wie der unseren, in der jeder Tag ein Brillantfeuerwerk neuer Erfindungen, Probleme, Theorien daherbringt, wo neben ernstestem, tiefem Forschen, großartigster, gewissenhaftester Mosaikarbeit so viel kaleidoskopisches Irrlichtelieren die Menschen fesselte und betört. Aber vieles Unreife, Ungesunde, Unklare, was heute in den jungen Köpfen gärt, ist auf den Mangel einer derartigen Schulung zurückzuführen. Es war eine starke Disziplin des Geistes, des Willens, des Charakters, dem diese junge Frau unterworfen wurde, aber diese Schulung hat sie zu den schweren Kämpfen befähigt, die vor ihr lagen, es hat sie auch bewahrt vor einer gewissen Schlaffheit, die in den tropischen Klimas so leicht die Menschen überfällt. Wie sie alles ernst auffaßte, so erkannte sie auch sehr früh die Gefahren des Kolonialllebens, die Gefahren des heimtückischen Klimas, der unzuverlässigen Umgebung. Als Soldatenfrau kannte sie auch nur zu gut die Tragik der verlorenen Posten in der Wildnis, das einsame, scheinbar nutzlose Zugrundegehen. Sie erzählte gern von dem stoischen Heldenmut einfacher Soldaten, und da sprach auch die Soldatenfrau aus ihr, für die jedes Pflichtopfer etwas Selbstverständliches war. Ob man in der Schlacht stirbt oder in der Wildnis, man stirbt unter dem Auge seines Herrn. Von Zeit zu Zeit brachte die Familie Sir Marmadukes längere Ur-

laubspausen in Italien zu. Wie so viele Engländer, welche mit der ganzen Kraft England angehören, hatte er eine ausgesprochene Abneigung gegen das englische Klima! Und wie die Stunde kam, wo er den Dienst verlassen mußte, zogen sie nach Neapel, wo Sir Marmaduke einige Jahre später an Trunksucht starb. — Dieses schreckliche Wort, ich habe bis jetzt gezögert, es auszusprechen in ehrfurchtsvoller Scheu vor dem schweren Geschick meiner lieben, mütterlichen Freundin. Zu welchem Zeitpunkt es ihr klar wurde, daß ihr sonst so hochstehender Mann diesem Laster verfallen war, das weiß ich nicht, aber ich ahne, daß der Kampf gegen die Schwäche, die immer mehr und mehr von ihm Besitz ergriff, das Bestreben, es vor der Welt zu verbergen und den sonst in jeder Beziehung tadellosen Offizier nicht in der Achtung seiner Mitmenschen herabsinken zu sehen, schon sehr früh alle Energie ihres starken Charakters wachrief. Es ist einer der schwer zu verstehenden Widersprüche, an denen das wirkliche Leben so reich ist, daß Menschen von außergewöhnlicher Bildung und großen Anlagen einem derartigen Laster hoffnungslos verfallen können! — Und so kam der Augenblick, wo Lady C. Gott danken mußte für den Tod des Mannes, dem jeder Gedanke ihres Seins gehört hatte. — Die erste Etappe ihres schweren Lebensweges war hiemit abgeschlossen und sie stand nun mit fünf unversorgten Kindern und einem sehr verminderten Vermögen — denn Sir Marmaduke war selbstverständlich kein guter Rechner gewesen — neuen, schweren Sorgen gegenüber.

Vor vielen Jahren führte mich der Zufall in ein

Lustspiel in einer kleiner Stadt, zu Wohltätigkeitszwecken von schlechten Schauspielern gegeben mit spärlicher Beleuchtung und magerer Ausstattung; es sollte eine allegorische Farce vorstellen, und ich weiß nicht, warum es mich traurig stimmte. Die Ritterfrauen trugen Schmachtlocken aus Hobelspähnen, ein Papierschnitzelregen sollte Schnee andeuten, ein Mann ging durch das Stück, der an den unsterblichen Ritter von der traurigen Gestalt erinnerte; auf den Armen trug er einen roten Knäuel in der Größe einer Kanonenkugel, ein langer roter Strick schleifte ihm nach: der rote Faden, der sich durch das Leben der Menschen zieht! Ich konnte den Humor nicht finden, ich sah nur die Tragik. Der rote Faden sprach mir von der Tragik gewisser Existenzen, die im steten Kampf mit den Schwierigkeiten des Lebens zermürbt und aufgerieben werden. Die großen und kleinen Sorgen, die täglichen Enttäuschungen, die Stoppelfeldarbeit — rinnender Sand unter den Füßen und feine Sandkörner in den Speichen der Räder — feiner Flugsand, der alles keimende Hoffen unter einem grauen Schleier erstickt. — Dieser „rote Faden" hat meine liebe Freundin bis zu ihrem einsamen Tode geleitet.

Lady C. überlebte ihren Mann noch 12 Jahre; diese Jahre lassen sich in wenig Worten zusammenfassen: Arbeit, Mühsal, Enttäuschung. In dem äußeren Rahmen, in dem diese neue Etappe ihres Lebens sich abspielte, lag noch manches, was sie dankbar empfand, aber die inneren Sorgen waren immer da. Ihr zweiter Sohn, hochbegabt, eine Soldatennatur, der ihren gleich,

den mußte sie früh seiner militärischen Karriere überlassen. Als junger Offizier wurde er nach Indien geschickt und starb dort den tapferen, schweigenden Soldatentod. Man schrieb ihr, er hätte nicht gelitten und seine Leute hätten ihn geliebt. Das war alles. Sein Herr hatte ihn gerufen, er war dem Ruf gefolgt. Das war Glück in ihren Augen im Vergleich zu anderen Prüfungen. Ihr ältester Sohn hatte schon früh die Vererbung des Vaters gezeigt; und es war eine ganz andere Natur; Sir Marmaduke war trotz allem ein Grandseigneur gewesen, der junge Sir Marmaduke war sehr unbedeutend, etwas gewöhnlich, ohne Ehrgeiz, ohne Energie. Wie ihn erziehen, welchen Beruf für ihn suchen, wie ihn schützen vor sich selbst und vor allen gefährlichen Einflüssen? Das war das große Problem, dem sie gegenüberstand. Das war es auch wohl, was sie dazu bestimmte, sich in der Schweiz anzusiedeln. Ihre beschränkten Verhältnisse machten ihr England nicht gut möglich; auch war England in Anbetracht seiner Stellung und seiner vielen Konnexionen nach jeder Richtung hin für ihren Sohn bedenklich; aus demselben Grund scheute sie für ihn die große Welt. Der Einfluß der tüchtigen, einfach veranlagten und doch im Weltverkehr stehenden Schweiz mag ihr günstig geschienen haben, dazu die schöne Natur und das gesunde Landleben. In zweiter Linie dachte sie, daß eine militärische Laufbahn in einem kleinen süddeutschen Nachbarstaat seinem Leben einen gewissen Halt geben würde, ohne ihn den Versuchungen eines eleganten Regimentslebens auszusetzen und ohne ihn von ihr zu weit zu

entfernen. Hatte sie richtig gewählt? Wer kann es sagen? Sie kannte die Verhältnisse nicht genau, die damals, wo der militärische Geist in Deutschland noch nicht auf seiner Höhe war, in kleinen Infanteriegarnisonen herrschten, das verdummende Pflastertreten, die Kneipenbummelei, der niedrige Bildungsgrad und der Mangel an Umgang mit Familien seinesgleichen. Nach wenigen Jahren hatte die schlimme Veranlagung ihres Sohnes die Oberhand gewonnen; daß er ein junges Mädchen aus niederem Stand geheiratet hatte, empfand Lady C. fast wie eine Wohltat; es war ein gutes, einfaches, sanftes Geschöpf, dessen Geschick nicht leicht war und das sein Möglichstes tat, den unglücklichen Menschen vor der letzten Erniedrigung zu bewahren. Und so mußte Lady C. wie in einem Spiegelbild ihren eigenen schweren Lebenskampf wieder mit ansehen, nur auf einer niedrigeren Stufe, und das bei ihrem eigenen Sohn. Sie half der jungen Frau nach Kräften und hat sie durch Liebe und Achtung ausgezeichnet und sie gehalten, jahrelang. Dann starb auch der junge Sir Marmaduke, noch eh' er das 30. Jahr erreichte. Der jüngste Sohn, auch nicht sehr begabt, aber brav und fügsam, war in meinem Alter und noch unversorgt, als die letzte Katastrophe über Lady C. hereinbrach. Ebenso ihre Töchter. Ich glaube, sie hatte wenig Freude an ihnen. Es war „flache Unbedeutendheit" in ihrer schmerzlichsten Potenz; sie waren nicht hübsch, nicht begabt, oberflächlich und indolent, unfähig, die hochstehende Mutter zu begreifen. Es war wohl auch für sie schwer, mit diesen Töchtern den rechten Ton zu finden, weniger verlangend

hätte sie vielmehr erreicht. Eines Tages, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, erhielt sie die Nachricht, daß ihr Trustee Bankrott gemacht und daß ihr ganzes Vermögen mit in den Ruin hineigezogen worden war; man hatte nichts für sie retten können. — Lady C.'s Verwandte kamen ihr gleich warmherzig und hilfbereit entgegen, nahmen die ihr noch bleibenden Kinder nach England und versuchten, Lady C. zu überreden, ihren Kindern wenigstens für eine Zeit zu folgen. Aber sie war nicht zu bewegen, sich helfen zu lassen; solange ihre kräftige Gesundheit standhielt, wollte sie ihr Brot selbst verdienen. Sie blieb allein zurück, verkaufte den hübschen Besitz, ihre schönen Sachen und zog in die benachbarte Stadt. Hier nahm sie zwei kleine Stübchen und gab Unterricht in Sprachen und Musik. Auch meines Vaters helfende Freundschaft lehnte sie dankend ab, nur Obst und Blumen aus den Treibhäusern durfte ich ihr bringen. Mit einem zaghaft bangen Gefühl stand ich das erste Mal vor der Tür ihrer kleinen Wohnung. Sie öffnete mir selbst, und in einem Augenblick war all meine Befangenheit verschwunden. Ich vergaß die engen Räume, die banale Häßlichkeit der kleinen Mietwohnung. Lady C. war so ganz die Gleiche geblieben in ihrer großen Persönlichkeit, ihrem ruhigen, vornehmen Wesen, in ihrer mütterlichen Güte. Dante lag auf ihrem kleinen Arbeitstisch neben einem Flickkorb und auf einem winzigen Pianino wartete Beethoven auf die einsamen Abendstunden, in denen diese zwei großen einsamen Seelen Zwiesprache miteinander halten konnten. Lady C. erzählte in ihrer einfachen Weise, wie freundlich die

Menschen zu ihr seien. Eine wahre Lernepidemie sei über die Jugend gekommen, jeder drängte sich zu ihren Stunden und die meisten zeigten auch wirklichen Eifer für das, was sie ihnen lehren konnte. Mit einem stillen Lächeln sprach sie von den Schwierigkeiten des schwäbischen Dialektes — was muß das für sie gewesen sein! Doch das schien sie weiter nicht zu berühren; sie war beschäftigt damit, all diesen jungen Menschenkindern, die ihr so viel persönliche Verehrung entgegenbrachten, auch persönlich nahe zu kommen. Über diese kleinen Zimmer hätte man das wundervolle Wort Goethes schreiben können: „Jede richtige Erziehung ist eine Erziehung zur Ehrfurcht." Wie viele oberflächlich Dahinlebende haben Besseres dort gelernt, als Dante und Beethoven geben konnten. Ich war damals noch zu jung, um es ganz zu erfassen, aber jetzt, wenn ich auf jene unvergeßlichen Stunden zurückschaue und auf das lange Leben, das dazwischen liegt, jetzt weiß ich, daß dort Grundsteine gelegt wurden. Wie oft durfte ich damals zu ihr kommen! Auf einem niederen Schemel zu ihren Füßen sitzend, Dante neben uns, lernte ich Lebensweisheit. Es war, als hätte Lady C. wie im Vorgefühl ihres nahen Endes dem jungen Wesen, das sie lieb hatte und das erst an der Schwelle des Lebens stand, noch so vieles aus dem Schatz ihrer persönlichen Erfahrungen mitgeben wollen und Höheres, Weitergreifendes als Kunst und Schönheit und Geist und Wissen; denn sie kam immer wieder auf die einfachen Grundwahrheiten zurück, auf denen ihr ganzes Sein aufgebaut war. „Man darf mit dem Leben nicht

spielen, dazu ist es zu ernst und zu kurz. Immer bereit sein, wenn der liebe Gott ruft, darin liegt alles; wie ein guter Soldat muß man in jedem Augenblick bereit sein, zu antworten: Hier bin ich." Es ist der lebendige Gott, dem wir antworten müssen, dem wir verantwortlich sind für unser Streben und Handeln; es ist aber auch der lebendige Gott, der uns beisteht, in dessen Hände wir gegeben sind, im Leben wie im Sterben. Dieser Ausdruck „der lebendige Gott", der war so packend, wenn sie ihn aussprach, das war ihre Kraft und ihre Zuversicht. Viele, viele Jahre später habe ich in Newman denselben Ausdruck wiedergefunden: „der lebendige Gott". Es war auch für ihn der Gott, der lebendige Tat und lebendiges Wollen verlangt, von dem uns nichts trennen kann als die Sünde. Darum auch bei Newman wie bei Lady C. dieses Entsetzen vor der Sünde. Ein Begriff, der der heutigen Welt nicht mehr so recht verständlich ist.

Plötzlich, ebenso plötzlich wie damals der finanzielle Ruin über sie hereinbrach, kam das Ende. Eine schwere Diphtherie raffte sie in wenigen Tagen weg; wir waren auf Reisen und sie starb ganz allein. Von Fremden zur Ruhe bestattet, ruht sie nun ganz allein unter Fremden in fremdem Land. — Der Seewind streicht weich und lind über den stillen Friedhof, er flüstert im Riedgras und mir ist, als hörte ich ihre ruhige, freundliche Stimme: „Aber Kind, wir sind ja nie allein!" —

Rhena.

Rhena war eine wunderliche alte Jungfer, so alt und verwittert, daß man hätte meinen können, sie sei aus Urgroßmutters Tagen übrig geblieben und bilde einen Bestandteil des alten Hauses und der alten Erinnerungen und der alten Anschauungen, in denen sich seit Jahrzehnten ihr stilles Leben abspielte. Seit undenklichen Zeiten bewohnte sie einen Seitenflügel des alten Palastes, der ihr Elternhaus gewesen. Jeden Winter hatte sie auf dieselbe schmale, sonnenlose, dunkle Seitengasse heruntergeschaut. Jeden Spätherbst hatte die Sonne an einem gewissen Tage von dieser kleinen dunklen Gasse Abschied genommen; jeden März hatte sie erst zögernd, schüchtern einen flüchtigen Strahl zu Rhenas Fenster gesendet und hatte dann allmählich mehr und mehr alle Winterdämmerung aus der kleinen Gasse vertrieben und den Blumen vor Rhenas Fenstern vom kommenden Frühling erzählt. Jeden Frühling in den längst vergangenen Tagen, wo Rhena jung gewesen, da zog dann auch sie mit ihrem Vater hinaus aufs Land, in den uralten Herrensitz, von dem jedes Jahr Rhena mit neuer Wonne Besitz ergriff. Große Wälder, weite Wiesenstrecken bildeten den grünen Horizont.

Rhenas Vater, ein etwas grimmig aussehender alter

Soldat, wollte keine Gartenanlagen, keine wohlgepflegten Rabatten vor seinen Fenstern. Er brauchte freien Tummelplatz für Hunde und Pferde; er braucht den weiten Schloßhof nach lustigen Jagdtagen als Platz für die Strecke; wenn im hellen Fackelschein die großartigen Umrisse des alten Schlosses plastisch hervortraten, neben ihm Rhena im knapp anliegenden Jagdkleide, den grünen Jagdhut auf den braunen Locken, von der aufgeregten Meute umringt, — das war ein Bild, das seinem alten Herzen wohltat. Wo Rhena war, schien seine Sonne; ob sie mit ihm durch die Wälder ritt, ob sie an der Jagdtafel mit lieblicher Würde und Zurückhaltung präsidierte, ob sie mit Übermut ihrer Jugend durch die weiten Räume des Schlosses tanzte, ob sie am Flügel saß und alte Melodien spielte. Am traulichsten waren wohl die stillen Abende in dem großen Jagdsalon, in dem sie sich beide am liebsten aufhielten. Es war ein wundervoller Raum mit tiefdunkeln Boiserien, einem schwer geschnitzten Plafond, tiefen Fensternischen, schweren Möbeln. Graf R.s bequemer Fauteuil stand vor dem weiten Kamin; das flackernde Feuer warf warme Lichter und spielende Schatten bis in die fernsten dunkeln Ecken und auf das reizende Frauenbild über seinem Ruheplatz. Dieses Bild und sein Kind, das war alles, was ihm von seinem späten kurzen Glück geblieben. Dieses zarte, elfenartige junge Mädchen mit träumendem Blick hatte er nur einige kurze Jahre sein eigen genannt. Die Napoleonischen Kriege hatten ihm in seiner Jugend keine Zeit gelassen zu freien; plötzlich, nachdem er sein Schwert durch halb Europa getragen, war der Friede

gekommen, und mit dem Frieden trat eine große späte Leidenschaft in sein Leben; kraftvoll wie er war, innerlich jung und unverbraucht, errang er sich trotz des großen Altersunterschiedes seine kleine Elfenfrau. Sie war gestorben, ohne ihm den ersehnten Sohn zu bringen, und sie konnte Rhena nichts hinterlassen, nur ihre Feenhände und ihren wundervollen Anschlag. Rhena wußte, daß sie dereinst keinen Anspruch haben würde an Geld und Gut; sie wußte, daß das geliebte Home dereinst an einem dunkeln Tag, an den sie nicht denken wollte, einer andern Linie des uralten Geschlechtes zufallen würde; aber das machte ihr keine Sorge, sie war jung und vor allem war sie ein Kind ihrer Zeit, das in strengen Familientraditionen aufgewachsen, kein Auflehnen kannte gegen die Autorität der Familie, gegen die Pietät, die man festgewurzelten Begriffen schuldete. Der einzelne war damals nicht die „Persönlichkeit" von heute. Er war nur ein kleiner Zweig des stolzen Baumes, dessen Wurzeln in vergangene Jahrhunderte zurückreichten. Das Interesse des Stammes, das Fortblühen der Familie, das war damals jedem einzelnen wichtig, auch wenn es manchmal bittere Opfer verlangte. Das Verlangen, „sich auszuleben", das im 20. Jahrhundert so wunderliche Blüten treibt, kannte man damals kaum dem Namen nach, ebensowenig wie das, was man heutzutage unter schrankenloser Freiheit versteht:

„In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben,"

schrieb Goethe wie ein passendes Motto für eine Zeit, die die Entfesselung der französischen Revolution schaudernd miterlebt hatte.

In dieser merkwürdigen Welt kenne ich wenig schönere Dinge als das Verhältnis, wie es zwischen Vater und Tochter bestehen kann, wenn ihnen das Bindeglied, die Mutter, fehlt: der Vater, der die Mutter zu ersetzen trachtet, und das Kind, das in seiner Liebe alles vereint findet. Nichts ist rührender in seiner Zartheit als die chevalereske Fürsorge des gereiften Mannes für das junge Wesen, dessen kindliche Reinheit und Unberührtheit ihn mit fast ehrfürchtiger Scheu erfüllt, nichts reizender als das ehrfürchtige Hinaufschauen der Tochter, welches sich schon sehr früh in echt frauenhafter Weise mit einer gewissen hausfraulichen Fürsorge vermischt. — Das Wort „Ehrfurcht", das ich über alle Türen, in alle Herzen schreiben möchte, ist das einzige, was dieser doppelt fürsorglichen Liebe nur annähernd entspricht. Warum schaut es die heutige Generation so fremd an? Wir hatten Ehrfurcht vor den Eltern, vor der Tradition, vor den Standesgesetzen, vor der Autorität, vor der Vergangenheit, vor den Gebräuchen und Sitten unserer Vorfahren, vor der Pietät, vor dem Heimathaus, vor, ach, so vielen Dingen, um die ein Nimbus lag wie ein feiner, zarter Hauch, den man mit rauhen Händen nicht anfassen konnte. Es war etwas Rührendes in diesem Kultus der Vergangenheit, in diesem Heilighalten dessen, was den Eltern und Voreltern heilig gewesen, und es war auch rührend, sobald es von Herzen kam. Es konnte aber auch zu starrem Gesetz versteinern und dem jung aufstrebenden Leben sich wie Zentnerlast auf die Flügel legen. Es durfte nicht zu einer „erblichen Belastung" werden. — Wir haben vielleicht

zuviel zurückgesehen, die Jugend des 20. Jahrhunderts lebt vielleicht nur in der Gegenwart. Sie sieht mit hellen Augen grad auf ihren Weg und mit einer unbewußten, fast naiven Zuversicht packt sie das Leben mit ihren starken, jungen Händen kräftig an, ohne Handschuhe, ohne Schleier; wir hatten so viel Handschuhe und so viele Schleier! Darin liegt vor allem der große Unterschied zwischen sonst und jetzt. In unserem Zurückschauen aber lag keine Weichlichkeit, in unserem Kultus der Vergangenheit keine Verminderung heiteren Lebensgenusses. Würden die jungen Mädchen von heute stundenlang im offenen Schlitten fahren, in Pelze gehüllt, durch Masken vor der Kälte geschützt, nur um in einem benachbarten Schloß eine kleinere Tanzerei zu finden? Man wurde damals nicht zu weichlichem Genießen erzogen; bei aller Großartigkeit der äußern Umgebung, dem soliden Luxus von schönen Räumen, schönen Dingen, schönen Pferden, guter Küche, der zahlreichen Dienerschaft herrschte eine nahezu spartanische Einfachheit im Leben der Jugend. Wie erstaunt wären die Kinder des 20. Jahrhunderts über die schmalen, harten, eisernen Betten, die geraden, mit Kretonne überzogenen Sessel und Kanapees, die gescheuerten Holzböden eines damaligen Komtessenzimmers. Ein paar Stiche in einfachen Holzrahmen an den Wänden, ein paar einfache Tische, vielleicht ein Schreibtisch mit einigen Kindererinnerungen geschmückt, das war die Umgebung, in der ein frisches, widerstandsfähiges, kräftiges Geschlecht aufwuchs, dem früh eine gewisse Nichtachtung für Weichlichkeit eingeprägt wurde. Weichlicher Luxus

war damals ein Name, der für vieles Häßliche im Kalender stand, was zu dem Stolz der Rasse und der Tradition nicht paßte. Und auf diesem gesunden, nüchternen Boden blühte die „blaue Blume" der Romantik!

Rhenas vielbeschäftigte Tage, ganz ihrem Vater gewidmet, von frohem Weidwerk und ihrer Musikpassion ausgefüllt, von geselligem Verkehr mit der Nachbarschaft angenehm unterbrochen, hatten nicht viel müßige Augenblicke, um der „blauen Blume" zu pflegen, aber in ihrem Herzen war ein verträumtes Eckchen Poesie. Für Rhena webte ein ganz eigener Zauber über einem abgelegenen, vernachlässigten, kleinen Schloßgarten, der wohl längst der ordnenden Hand des Obergärtners verfallen wäre, wenn Rhenas Bitten nicht als oberstes Gesetz bei ihrem Vater gegolten hätten. Von einer verwitterten, hohen, weißen Mauer eingefaßt, halb verfallene, mit Moos bedeckte Statuen, verwilderte Taxushecken, dazwischen wuchernd Zentifolien in unberührter Schönheit, auf die ein schützender Wall hoher Bäume leichte, zitternde Schatten warf. Wenn der warme Juniwind leise über die Rosen hinüberstrich, der Duft der Zentifolien die ganze Luft erfüllte, da saß Rhena gern auf einer der Steinbänke, die den Jahrhunderten getrotzt, und träumte. Sie wußte wohl kaum, daß ihrem Leben etwas fehlte; es war ein heiteres gesundes Leben, von der zärtlichen Sorgfalt ihres Vaters wohltuend behütet, — und zu Großmutters Zeiten kannte man das Verlangen nach Nervenreiz noch nicht, nicht die komplizierte Unruhe der heutigen frühreifen Generation — aber die Zentifolien flüsterten und der Abendwind sang uralte

Weisen. Graf R., der Welterfahrene, sorgte sich um das „Träumen". Er sorgte sich nicht so sehr um Geld und Gut, das er Rhena nicht hinterlassen konnte, „sein tapferes, stolzes Mädel" würde auch in kleineren Verhältnissen unbekümmert ihren Weg finden. Er sorgte sich um das leidenschaftliche Herz, das jetzt noch so ruhig schlug; er sorgte sich um die Tage, in denen seine schützende Liebe Rhena nicht mehr umgeben würde. „Habe ich sie doch zu egoistisch geliebt?" fragte er sich immer sorgenvoller, je näher er sein Ende heranrücken sah. „War es recht, sie so ganz an mich zu fesseln?" Es war ein stolzes Glück gewesen, Rhenas Herz und Geist so ausfüllen zu können, daß sie nach niemand anderem Verlangen trug. Aber war es klug? Er hatte ihr die Mutter ersetzen wollen. War es seine Schuld, daß sie so ganz in ihm aufging? Mit den vorrückenden Jahren trachtete er mehr und mehr junge Leute heranzuziehen, Rhenas Gefallen an ihnen zu wecken. Rhena lachte über ihre Kurmacher und wiederholte immer: „Vater, keiner kommt dir gleich, sie sind alle langweilig; warum willst du mich los werden?" Da antwortete Graf R. manchmal ernst werdend: „Kind, du wirst mich nicht immer um dich haben, und ohne mich bist du ganz allein." „Tausendmal lieber allein, als mit jemand, der dir nicht gleicht", antwortete Rhena leidenschaftlich. „Ich fürchte mich nicht vor dem Leben, ich fürchte mich nur, dich zu verlieren." Mit einem traurigen Lächeln erwiderte Graf R.: „Du kennst das Leben nicht, weißt nicht, welche Überraschungen es bringen kann; aber zwingen kann ich dich nicht, dich

zu versorgen; das Wort versorgen allein bringt ja schon mein stolzes Mädel aus Rand und Band!"

Rhena war 30 Jahre alt, als ihr Vater starb. Sie dachte daran, wie er sie immer sein tapferes Mädel genannt, und tapfer nahm sie die Bürde des Lebens auf ihre Schultern. Es war so leer, so nichtssagend geworden, ohne die große Liebe, ohne das geistige Zusammenklingen. Aber in unendlicher Dankbarkeit erkannte sie, wie reich es gewesen, wie unverdient köstlich; und sie trachtete, in ihres Vaters Sinn weiterzuleben, an den goldenen Fäden weiterspinnend, die sie mit dem geliebten Toten verbanden.

Es gibt manchmal Abschnitte im Leben, von denen wir glauben, sie seien ein Abschluß; in Wirklichkeit sind sie aber nur eine Haltestelle, und die neue Biegung des Weges bringt neue Anforderungen, führt zu neuen Entwicklungsphasen. Die Vollreife des Glückes und des Schmerzes hatte Rhena noch nicht erreicht.

Auch nach dem Tode ihres Vaters brachte Rhena manche Sommermonate in dem alten Heimatschloß zu, wo sie bei den neuen Besitzern warmen Willkomm gefunden, und lebte trotz ihrem Hang zur Einsamkeit das Familienleben gerne mit; da war oft die Rede von dem berühmten Vetter Felix, der sich auf einer Weltreise befand, von der man ihn bald zurückerwartete, und der seit Jahren die unterhaltendsten Berichte aus den verschiedensten Ländern sandte. Das Unterhaltendste war, wie er all die verschiedenen Weltteile, Klimas und Menschen, hauptsächlich als Folie für seine lustigen Abenteuer betrachtete. „See the conquering hero comes"

war der Refrain seiner Briefe; aber so drollig naiv und doch so liebenswürdig klang die Überzeugung seiner Unwiderstehlichkeit durch alles hindurch, daß man sie nicht tragisch nehmen konnte, und selbst Rhena, die in den letzten Jahren sehr ernst geworden, hörte mit vergnügtem Lächeln zu. „Blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn." So hatte sie den ganz jungen Felix in Erinnerung, der ihr dereinst in glücklicheren Tagen ein reizender Gefährte gewesen. — Eines Tages saß sie wie so oft in dem lieben, alten, verfallenen Garten und träumte. Da rief plötzlich eine fröhliche, helle Stimme: „Rhena, Rhena!" und Felix stand vor ihr. Gebräunt von der tropischen Sonne, kräftiger, schöner, aber mit all dem Reiz seiner Jugendfrische. War es der Frühling, den er mitgebracht? Der warme, einschmeichelnde Frühlingszauber nahm plötzlich Rhenas stolzes Herz gefangen, als hätte etwas in ihr während ihres ganzen vergangenen Lebens auf dieses Erwachen gewartet. — In den kommenden Tagen saßen sie viel auf der alten Steinbank; wenn der Abendwind die roten Rosen küßte, da gab es kein Träumen mehr, nur reiches, heißpulsierendes Leben.

„Der Sommer ging zur Rüste." Wie die Herbststürme über das Land dahinbrausten und in den großen Kaminen des Schlosses ihr monotones Klagelied sangen, da kam eine Tante zu Rhena. Rhena wußte, was die Tante ihr brachte, und sie kam ihr halbwegs entgegen, denn Rhena hatte diese Stunde immer vorausgesehen und das zwingende Muß erkannt. Eine Heirat zwischen ihr und Felix war aus Familien- und Geldrücksichten

unmöglich. Wie sie ihr kurzes, heißes Glück ans Herz genommen, wußte sie, daß es den Morgen nicht erleben würde. Sie wußte noch mehr. Ihre Liebe hatte klares, tiefes Erkennen. Felix war nicht der Mann, es mit den Schwierigkeiten des Lebens aufzunehmen. Er hatte seine Jugend unter Rosen vertändelt, war eine künstlerisch veranlagte Natur mit unendlichem Schönheitsbedürfnis. Er verlangte nach Freiheit des Genießens; er brauchte die Bühne der großen Welt für seine brillante Persönlichkeit. Er würde es ihr dereinst danken, daß ihre Liebe großherzig genug gewesen, ihm alles zu geben und ihm jedes Opfer zu ersparen.

An einem trüben Novembertag nahm Rhena noch einmal den blonden Kopf in ihre beiden Hände mit einer fast mütterlichen Zärtlichkeit — dann schloß sich die Tür, und sie war allein. Die 12-Uhr-Glocken der großen Stadt fingen zu läuten an; die vielen Kirchtürme nahmen nach und nach einer nach dem andern denselben Refrain auf, die letzten vibrierten noch lange, lange nach, und noch immer stand Rhena regungslos und starrte auf die Tür, die sich über Jugend und Frühling geschlossen hatte.

Jahrzehnte vergingen. Wie das Moos, das sich an altes Gemäuer anschmiegend schließlich fast einen Teil der Mauer zu bilden scheint, so schien Rhena in ihrem gleichförmigen Dasein mehr und mehr mit der Vergangenheit zu verwachsen. Tag für Tag ging sie dieselben Wege, sah sie dieselben Menschen, machte sie dieselben Feste mit, Tag für Tag legte sich der Staub des Lebens mehr und mehr auf die schlanke, biegsame

Gestalt, auf die braunen Locken. Große Hauben, lose Jacken, immer derselbe Schnitt wurden die Tagesordnung. Doch blieb ihr Gang elastisch, ihre Haltung tadellos; nie habe ich Tante Rhena sich anlehnen sehen. In Haltung und Mode blieb sie bei den vierziger Jahren stehen. Die revolutionären Ideen und Bestrebungen, welche ihre alte Welt umzugestalten drohten, bildeten eine Grenze, die sie nicht überschreiten wollte. Sie brummte in drolliger Weise über die neue Zeit, über neue Lebensgewohnheiten und veränderte Lebensmöglichkeiten. So viel ich mich erinnere, hat sie sich nie zu einer längeren Eisenbahnfahrt entschlossen. Sie brummte über uns Junge, über unsere Moden, über unsere freieren Allüren, über unser Tanzen: „Wir sind übers Parkett geglitten," sagte sie, „ihr hopst herum wie junge Lämmer." Aber wir hörten das ganz vergnüglich an, denn wir kannten das goldene Herz, das sich unter der brummenden Art verbarg. Und wer von uns in ihrem Interieur Aufnahme gefunden, der ahnte, daß ein reiches, inneres Leben unter der Hülle der wunderlichen alten Jungfer verborgen war. Es war so traulich in den Räumen, in denen lebenswarmes Erinnern herrschte. Unter den schönen, großen Bildern der Eltern hing eine kleine Miniatur der jungen Rhena, ihre feine Gestalt in eine lange Echarpe drapiert, ein Bild, das ihr Vater so sehr geliebt. Seine Kriegstrophäen, Waffen und Orden nahmen den Ehrenplatz über dem Klavier ein, und all diese alten Dinge sprachen eine so lebendige Sprache. Am meisten aber sagten mir die alten Melodien, wenn ihre alten Hände, die immer noch schön

waren, leise über die Tasten glitten. Da brachen die geheimen Quellen auf, da rauschte der Wald, da flüsterten die Rosen, da brannte die heiße Sommersonne, da jubelte und schluchzte es von Lust und Leid, und durch alles hindurch klang es wie der starke Flügelschlag siegreichen Überwindens.

Niemand hat je erfahren, wie Rhena nach der Katastrophe ihrer Jugend wieder ins Leben zurückgefunden und in ein nutzbringendes Leben — und was ihr überwinden half. Ich glaube, es war ihre Güte; es war die selbstlose Güte, die warm alles mit empfand, was andere zu ertragen hatten, die sich auch selbstlos über das Glück der andern zu freuen vermochte; es war die Güte, die sie vor der inneren Vereinsamung und Verknöcherung schützte; es war die Güte, die ihr inneres Leben so reich machte. ‚A certaines épreuves le coeur s'ouvre large et tendre, ou se ferme à jamais.'

In den Anfängen des 19. Jahrhunderts stand man in Österreich noch sehr unter dem Einfluß der Josefinischen Periode. Viele Menschen, viele Familien hatten den warmen Anschluß, das lebendige Mitleben mit der Kirche verloren. Eine etwas wässerige, verschwommene Gefühlsrichtung ersetzte das starke, innige Glaubensleben; man war von dem geraden, einfachen Weg etwas abgekommen, um sich in Seitenwegen zu verlieren, die teils zu unklarer Schwärmerei, teils zu Gleichgültigkeit oder Rationalismus führten. Statt der Liturgie zu folgen, hatte man Andachtsbücher von sehr persönlicher Färbung; man nahm es mit ziem-

lich wichtigen Dingen nicht mehr recht genau, weil es auch teilweise am richtigen Unterricht gefehlt hatte. Ich habe in meiner Jugend noch Katholiken gekannt, die sich erst im vorgerückten Alter firmen ließen. Rhena war in einem solchen Milieu aufgewachsen, und die schweren Kämpfe ihrer Jugend brachten ihr darin keine Entwicklung; sie blieb bis zu einem gewissen Grad an der Vorhalle des Heiligtums stehen; aber wenn sie dadurch auch manchen Trostes entbehrte, so diente sie ihrem Herrn doch in Liebe und Güte alle Tage ihres langen, einsamen Lebens.

Tante Rhena hat fast alles überlebt, was ihr einst nah gestanden; als sie starb, wurden nur einige offizielle Kränze geschickt, aber tausend und abertausend Dankesblüten umdrängten den Sarg der „wunderlichen alten Jungfer".

Eine starke Frau.

Ein freundliches Fischerdorf liegt am Ufer des blauen Sees; lange Reihen aufgespannter Fischernetze bilden den silberglänzenden Abschluß, kleine Wellchen spielen mit den glatten Kieselsteinen des Ufers, kleine Fische springen glitzernd auf. Frühlingsstimmung liegt auf den kleinen Häusern, jedes Häuschen mit seinem kleinen Garten, jedes Gärtchen mit seinem einfachen, altmodischen Blumenflor und schönen, wohlgepflegten Rosen; eine altersgraue Kirche, deren mächtiger, viereckiger Turm, durch Größe und Form weithin erkennbar, der lieblich intimen Gegend einen sehr ausgesprochenen Charakter verleiht, ein Zauber an Beleuchtung und Färbung, einige prachtvolle Nußbäume, sanft aufsteigende grüne Anhöhen, weiche, sanfte, grüne Linien, in der Ferne die Berge — das ist der Ort, wo Kindheit und Jugend auf mich warten. „Comme un essaim d'oiseaux qui chante au bruit de mes pas" klingt und singt es neben mir her, wenn ich auf den schmalen Wiesenwegen daherwandere und See und Himmel in stimmungsvollen Akkord zusammenfließen. Ich werde wieder jung, wenn ich dich sehe, du liebe, alte Heimat!

Ich strebe eine kleine Anhöhe hinauf, die ich einst

mit flinken Füßen bezwungen; ich strebe einem Sommerhaus zu, das dereinst hoch, freundlich, weit hinaus geschaut. Wann war es, wo ich zuletzt da oben gestanden? Vögel und Frühling, die wollen nichts wissen von trockenen Zahlen, auch nicht die stillen Ufer des Sees, und die hohen Bäume, die von alters her da standen, die blicken verträumt herunter auf das kleine geschäftige Menschenvolk, das mit seiner knapp zugemessenen Lebenszeit so wichtig tut. Die Bäume schauen mich an wie alte Freunde; ich möchte ihnen danken, daß sie die Gleichen geblieben sind; nur die Büsche, die haben es eilig gehabt! Hochaufgeschossen über einer Wildnis von tollem Jungzeug stellen sie sich mir in den Weg, — da muß doch dereinst ein Pfad gewesen sein? Mühsam arbeite ich mich durch und finde einen leeren Platz, der Platz, wo vor einem halben Jahrhundert mein Sommerhaus gestanden. Ein ganz leerer, runder Platz. Warum hat das junge, üppig wuchernde Grün ihn verschont? Junger Rasen bedeckt ihn. Es ist ein kreisrunder Platz, wie ein Elfenring, genau die Form des alten Sommerhauses. Mir macht es den Eindruck, als hätte das alte Haus eine tiefe Narbe in den weichen Boden eingedrückt, eine Narbe der Erinnerung, die sich nicht mehr verwischen lassen will, so wie wir Alte deren genug herumtragen. Es hat mich so eigen angeschaut, und ich habe mich auf einen großen Stein in der Nähe niedergelassen und habe über „Narben" und andere Dinge nachgedacht. Es raunte und flüsterte um mich her von längst vergangenen Tagen, wo die „Fülle der Gesichte" das Leben so über-

reich gemacht, wo das junge Begreifen und Erfassen sich an den Wundern dieser Welt nicht satt sehen konnte und die Wunder der Geisteswelt ahnend in sich aufzunehmen begann.

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Worum ich bat, — — —
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freundes zu schauen . . ."

Auf dem alten Sommerhaus waren irgendwo diese Worte eingeschrieben; sie waren ein Echo des jung überströmenden Zusammenklingens mit der Natur, das manchem Menschenkind als reiche Gabe mit in die Wiege gelegt wird. Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert, wenn die Füße müd werden und die Augen trüb, die reine Freude dieses Verstehens werden wir immer zu den bleibenden Gütern rechnen können; aber erst nach und nach lernen wir sie auf ihren echten Wert prüfen! Sie wird uns Rosen bringen und Schönheit, stärkenden Nordwind und die einschmeichelnde Luft des Südens, sie wird unser Erinnern an frohen, lichten, unvergänglichen Bildern reich machen, aber sie wird keine Rätsel lösen, keinen Frieden bringen, uns den Weg nicht zeigen, der aus des Lebens Wirrsal führt. Der Blitz, der unser Haus zerstört, die leuchtende Pracht eines Sommermorgens, der in der Stunde unserer bittersten Enttäuschung wie bitterster Hohn erscheint, auch das ist dein Wirken, o Natur; gleichgültig schaut die

ewig gleichmäßige Geduld deiner ewig gleichmäßig wirkenden Gesetze auf junges, heißpulsierendes Leben herab. Murmelnde Bächlein, grüne Wiesen, weites Ackerland und trauliche Heimstätten bringen keine guten Gedanken, wenn man mit lebenshungrigen Augen ins Weite schaut. Da unten, wo die kleinen Häuser sich in dem silberglänzenden See spiegeln, ist der Landungsplatz der Dampfschiffe, an dem es in der schönen Jahreszeit lebhaft und kosmopolitisch zugeht. So mancher von Wind und Wetter an diesen stillen Strand verschlagen, bringt innere Unruhe mit; so mancher steht am Ufer und schaut den buntgewimpelten Dampfern nach, als läge dort in weiter Ferne der Weg zum Glück. Von dem stillen Strand aus ist manches junge Wesen hinausgezogen, den leise lockenden, lachenden Fiedeln nach, die sie „ins Leben" riefen, in das, was man Leben nennt, wenn man jung ist, und wie die wirbelnden Herbstblätter, die der Sturm über den See hinüberweht, fanden sie den Weg zum Heimatsfrieden nicht mehr zurück. Was ist aus ihnen geworden?

Von meinem Sommerhaus sieht der Blick auch in manche Seitentäler hinüber, auf viele Stunden weit; wenn ich in das eine Seitental einbiege, sehe ich im Geist ein Haus vor mir, dessen tragischer Hintergrund auch nicht in die harmonische Stimmung der weichen, grünen Linien paßt. Halb Landhaus, halb Bauernhof, von Rebgärten umgeben, von reichtragenden Feldern und wohlgepflegten Obstbäumen, wie man es in der Schweiz fast überall findet, von arbeitsamen Menschen bewohnt, lag es in halber Höhe, mit dem Blick nach den Bergen.

Peinliche Ordnung und Sauberkeit ist der Stempel all dieser Wohnstätten, ein wenig Schönheitssinn, aber ohne jeden malerischen Einschlag. Einfach und schlicht ist der Schweizer der Nordkantone, ernst in seinem Wesen. Das Wort Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit ist nach meinem Gefühl wie für ihn geprägt; es ist etwas Herbes in seiner Lebensauffassung. Die Grundgesetze, auf denen Familie und Land aufgebaut sind, sind seine strengen Führer. Leichte „Frohnatur" im Guten wie im Bösen ist ihm fremd, in gleicher Weise alles, was irgendwie dem Schein huldigt, was auch nur im entferntesten sich von Äußerlichkeiten beeinflussen läßt. Mit zunehmendem Wohlstand verwandeln sich nach und nach die alten Holzhäuser mit ihrer schönen Patina von braunem Getäfel, ihren Erkern und Schindeldächern in massive, meist recht häßliche, steinerne Gebäude. Die Menschen bleiben dieselben, auch in ihrem Verhältnis zu ihrer Umgebung. In diesem alten Landhaus, das seit Generationen demselben „Geschlechte" gehörte, wirtschaftete damals von der alten Mutter, ein Typ dieses tüchtigen, ruhig-selbstbewußten Volkes, geführt, die Familie Loehti. Die Autorität der Eltern bildet so gewiß selbstverständlich einen der Pfeiler alter Überlieferung. Da der Vater früh starb, ruhten Arbeit, Verpflichtungen und Autorität während langer Jahre auf den Schultern der alten Frau. Ich glaube, die Schweizer Frauen haben im ganzen auch jetzt wenig Neigung, in emanzipierte Fahrwasser zu geraten, aber wenn das Leben starke Anforderungen an sie stellt, wird man sie an ihrem Platze finden. Die alte Schwei-

zer Rasse, die dereinst den Rütlibund beschworen, für die Arnold von Winkelried ein Vorbild war, die in stillem, unbeugsamem Mut gegen die übermächtigen Feinde ihres Landes Unabhängigkeit und Selbständigkeit errungen in Einigkeit, Opfermut und Gemeinsinn, die ist nicht ausgestorben. Die Familie des Sohnes, die heranwachsenden Enkel, die Bewirtschaftung des großen Gutes, das alles bildete ein zufriedenes, vorwärtsstrebendes Ganzes. Ein Tag kam, wo ein zermalmendes Unglück über den schönen Hof hereinbrach. Der Sohn Loehti, der eine höhere Stellung in der Gemeinde bekleidete, hatte auch mehrere Gemeindekassen unter sich. Warum fühlte sich die Gemeindeverwaltung plötzlich veranlaßt, nach diesen Kassen zu schauen? Man fand eine große Unordnung und ein großes Defizit, und an demselben Tage, man wähnte Loehti auf Reisen, fand man ihn, den Unglücklichen, aufgehängt an einem Baum. Seine Frau, die halberwachsenen Kinder waren fassungslos, als man den Toten brachte, fassungslos der öffentlichen Schande gegenüber, die bei Landbewohnern, ganz besonders bei der Schweizer Erziehung, so einschneidend empfunden wird. Die alte Mutter blieb aufrecht; ihr erster Gedanke galt, die Höhe der Schuld zu erforschen, die ihr Sohn auf sich geladen, und ihr erster Trost war zu erkennen, daß der Verkauf des Landgutes ausreichen würde, die Schuld zu decken. Der Gemeinderat, die ruhigen, besonnenen Männer, tief ergriffen, halfen ihr, nach Möglichkeit einen guten Verkauf zu erzielen. Es zeigte sich, daß nach Veräußerung des ganzen Besitzes die ganze Schuld gezahlt und noch ein

kleines Kapital gerettet werden konnte, genug, um die Familie vor der äußersten Not zu bewahren und die Erziehung der Kinder zu ermöglichen. Erst nachdem diese Ehrenschuld abgetragen war, forschte man nach dem dunkeln Rätsel dieses Todes, und es zeigte sich, daß ein häßliches Jugendvergehen den sich sonst tadellos führenden Mann in späteren Jahren durch Zufall in die Hände eines Schurken gebracht, der dann am Mark seines Lebens gezehrt hatte. Die Witwe und Kinder hatten nur das eine Gefühl, weit fort zu ziehen, um zu vergessen und vergessen zu werden; und dankbar nahm die jüngere Frau Loehti eine ihr angebotene Stellung für sich und ihre Kinder in einer nahen Stadt an. Wie es zum Aufbruch kam, da zeigte es sich erst, daß die alte Mutter nicht zu bewegen war, die Heimat zu verlassen: „Die Söhnerin hat recht, daß sie fortzieht," sagte Frau Loehti, „schon wegen der Kinder; aber ein alter Baum ist nicht gut verpflanzen, und ich bleibe bei meinem Sohn," fügte sie leise hinzu. Und so mietete sie ein kleines Stübchen, arbeitete im Taglohn und sorgte für das Grab des Selbstmörders. Das Bild dieser merkwürdigen alten Frau taucht noch lebhaft aus meiner Erinnerung auf, und wer die Schweizer kennt, wird es, glaube ich, nicht verzeichnet finden. Das Bewußtsein der republikanischen Gleichheit, verbunden mit der in allen Ständen gleichwertigen, außergewöhnlichen hohen Schulbildung, gibt dem einfachsten Schweizer eine eigene Sicherheit, ein ruhiges Selbstbewußtsein, auch materiellen Katastrophen gegenüber; es gibt aber auch seiner ganzen Art eine gewisse Zurückhaltung, etwas

in sich Abgeschlossenes, was überhaupt zu seinem etwas schwerfälligen, abgemessenen Wesen paßt. Man begegnet sich auch im Volk mit Achtung, nicht mit Zutraulichkeit; das vertrauliche „Du" ist nicht üblich unter Menschen, die, hoch wie niedrig, reich wie arm, sich vollkommen gleichwertig gegenüberstehen. Reichtum spielt gewiß keine kleine Rolle unter den Eidgenossen, aber er übt keinen Einfluß im persönlichen Verkehr. So nahm Frau Loehti schweigend ihren neuen Platz in der Gemeinde ein; jeden Sonntag saß sie in ihrem abgetragenen schwarzen Kleide, ihrem alten Strohhut — Winter und Sommer immer derselbe, peinlich sauber gebürstet, auf der Kirchenbank; schweigend ging sie unter den Menschen einher, beantwortete freundlich den freundlichen, fast ehrerbietigen Gruß, den jeder für sie bereit hatte. Ihre Tage verbrachte sie in schwerer Arbeit, nur am Samstag nahm sie sich einige Nachmittagsstunden, um das Grab zu pflegen. Um dieses verlassene Grab webten Tag und Nacht ihre Gedanken. Kein Kreuz stand auf dem Grab des Selbstmörders; sie brachte keine Blumen mit, aber der Grabhügel war mit feinem, zartem Gras so sorgsam bepflanzt und zugeschnitten, wie Samt anzuschauen. An einem Samstag gegen Abend ging ich einmal zufällig durch den kleinen Friedhof, warf dem Grab in seiner entlegenen Ecke einen freundlichen Gedanken zu, bemerkte dann erst Frau Loehti neben ihrer Arbeit am Boden kniend. Ich blieb geräuschlos in einer gewissen Entfernung stehen, um sie nicht zu stören, und sah ihr zu, wie sie sorgsam jede Spur von Unkraut entfernte,

die feinen Gräser zuschnitt. Ihre Arbeit schien beendet, da strich sie wie zum Abschied mit einer unbeschreiblich weichen, zärtlichen Gebärde über den Rasen hin. Diese zitternden, alten Hände — ich konnte es nicht ertragen, es tat zu weh. Ich flüchtete mich in die offenstehende Kirche und kniete mich in eine dunkle Ecke. Des Staren Abendlied so süß und voll klang jubelnd von der höchsten Spitze des Birnbaumes, der über die niedere Kirchhofmauer hereinschaute; ein Fink saß auf der halboffenen Kirchentür, putzte seine Federn und schwätzelte vergnügt vor sich hin; ein warmer Sonnenstrahl fand seinen Weg in die dämmerige, kleine Kirche hinein, lag vergoldend auf den abgenutzten Holzbänken, auf den abgetretenen Steinfliesen, auf den naiven Heiligenbildern, auch auf dem Kreuz des Hochaltars, auf dem rohbemalten, rohgezimmerten Kreuz. Und der Jammer, der mir da draußen das Herz zusammengeschnürt hatte, wurde still — und das Kreuz sprach zu mir von dem Geheimnis einer für uns unfaßbaren Liebe. Die zitternden, flehenden Hände der alten Frau, würden die nicht den Weg finden zur ewigen Erbarmung?

„Und er erhängte sich mit einem Strick." Dieses düstere Wort hoffnungsloser Verzweiflung, das durch die Jahrhunderte hallt, machen wir uns klar, was es eigentlich bedeutet? Verstehen wir, warum Judas sein entsetzliches Ende gefunden? Er hatte verzweifelt an Gottes Barmherzigkeit. — Die alte Frau, die in ihrer starren, starken Rechtlichkeit oft unnahbar hart gewesen, die oft unnahbar verständnislos gewesen für jugendlichen Leichtsinn, für warm pulsierendes Leben,

für die tausend Versuchungen und Schwächen der Menschen, auch für jene Versuchungen, die über das Maß des Gewöhnlichen gehen, dachte sie jetzt, wo das Schlimmste über sie hereingebrochen, daß sie die Natur ihres Sohnes vielleicht nicht genug zu verstehen gesucht, für seine Eigenart und seine Versuchungen kein Auge gehabt? Hatte er die Härte der Mutter gescheut, die Härte von Generationen starrer Rechtlichkeit, deren Gott ein eifernder, zürnender Gott gewesen, hatte er nicht den Mut gehabt, sich an das Herz der Mutter zu flüchten? — Man findet in der Schweiz noch vielfach einen puritanisch herben Einschlag, großartig in seiner unbestechlichen Ehrenhaftigkeit, aber von hartem Holze geschnitzt, der mit den Blumen des Lebens nichts anzufangen weiß. Hatte sie jetzt verstehen gelernt, daß auch sie gefehlt, und war ihr in der demütigen Erkenntnis der eigenen Schuld das tiefe Verstehen gekommen, in dem Verzeihung und Hoffnung liegt? — — —

Die Linsinger Margaret.

Es ist eigentlich schade, daß unter den vielen, welche Arme und Kranke besuchen, sich so wenige finden, von ihren Erfahrungen zu reden; es wäre doch manchmal recht der Mühe wert, und der Humor käme auch auf seine Rechnung, und lernen könnte man viel dadurch, besonders jene einschneidenden Lehren, die uns das Leben selbst predigt. Daß man sehr unnütz ist, das lernt man vor allem! Und wie wenig und wie selten man wirklich helfen kann, außer mit Geld; aber auch mit Geld ist gründliche Hilfe so oft unmöglich, weil gewissen feststehenden Begriffen und Vorurteilen so schwer beizukommen ist. Man möchte krüppelhafte Kinder in einem Heim unterbringen, man möchte eine bettlägerige Kranke in einem Spital versorgen — keine Möglichkeit! Man darf an dem Rahmen nicht rücken, in dem diese Existenzen fest verankert sind. Man kann ihnen Suppe schicken, an ihrem Bett sitzen, sie hie und da ein bißl unterhalten, dafür sind sie immer empfänglich, aber wie schwer ist es, ihnen persönlich nahezukommen! Trotz gutem Willen, trotz Erfahrung und Weltkenntnis steht man immer daneben; erst nach und nach lernt man ihre Sprache verstehen, erst nach und nach verlieren

sie etwas von ihrer herben Zurückhaltung, die so oft an Mißtrauen grenzt. Ich spreche hier hauptsächlich von der Landbevölkerung; durch den Stadtfirnis verlieren die Armen viel von ihrer Eigenart — manchmal auch von ihrer Zuverlässigkeit. Was mich immer von neuem und immer wieder schmerzlich frappiert, ist die stille Tragik der „Überflüssigen", und überflüssig ist jeder, der siech oder alt ist, d. h. jeder, der nicht mehr arbeiten kann. Das ist so selbstverständlich; die armen „Überflüssigen" erkennen es ruhig an, und selten klagen sie darüber, außer wenn man es ihnen auf rohe Art fühlen läßt, und das kommt Gott sei Dank nicht oft vor. Man hat eben nur keine Zeit für sie. Die Arbeit, die das ganze Leben, jede Stunde des Tages ausfüllt, geht immer vor, und auch die ganz Hilflosen sind oft auf zufälligen Beistand angewiesen. Aber gerade da erlebt man so viel Rührendes; denn die Armen sind auch wieder unglaublich mitfühlend und hilfreich füreinander. Ein ganz schwerer Fall von hilfloser Einsamkeit war die Feistlin. Sie war noch nicht 40, aber durch eine allmähliche Verknorpelung der Gelenke nahezu gelähmt und war ganz allein auf der Welt in einer elenden Kammer. Zuerst hatte sie noch ihre Suppe selbst kochen können, einige Schritte im Zimmer machen usw. usw. Nach und nach wurden alle ihre Glieder steif und unbrauchbar; sie hatte ein Nachbarskind zur notwendigsten Hilfe, aber das Kind war viel zu schwach, um die große Frau heben zu können. Da fand sich ein junger Arbeiter, der selbst mühsam sein Brot verdiente; der kam alle Tage, um die Feistlin vom Bett in ihren

Lehnstuhl zu tragen, und vergaß es nie, auch abends nach ihr zu schauen. Ein besonders peinlicher Zustand war, daß sie ihre Arme nur bis zu einer gewissen Höhe heben konnte; dadurch war es ihr nicht möglich, einen Löffel Suppe zum Munde zu führen, nicht einmal ihr armes Gesicht abzuwischen und sich der Fliegen zu erwehren. Da kam mir ein guter Gedanke. Ich ließ Löffel und Gabel an kleinen gekrümmten Stäbchen befestigen, und mit einiger Übung wurde ihr dadurch das Selbstessen möglich, und ein drittes Stäbchen für ihr großes, rotes Taschentuch. Mit diesem fuchtelte sie nun herum, als wollte sie eine Fahne schwingen, und ließ es nicht mehr aus der Hand. Das war ein Triumph. Wie ich aber damals für den Winter von ihr Abschied nahm, da hat mich die rote Fahne fast um alle Kontenance gebracht. Die arme Feistlin hatte sich an mich gewöhnt, war kummervoll und weinte, trachtete, mit ihrem Stabe sich die Tränen zu trocknen, und schwenkte dabei schluchzend das rote Tuch.

Von allen widerhaarigen Armen, mit denen ich je zu tun hatte, war unstreitig die Linsinger Margaret die widerhaarigste, und doch lebt gerade sie als rührende Erinnerung in meinem Herzen weiter. Sie war sehr arm und sehr fleißig, aber „a z'widers Leut" sagte man von ihr im Dorf. Merkwürdig stolz und unnahbar, nahm sie nie etwas an und war unzugänglich für jede Freundlichkeit, kurz, ein schwer zu behandelndes Menschenkind. Ich wußte von ihr, aber unsere Beziehungen fingen erst an, als Krankheit und Alter sie unfähig machten, ihr Brot zu verdienen. Ich weiß zwar nicht,

ob man es „Beziehungen" nennen kann, wenn einer zur Tür herein will und der andere ihn hinauswirft. Ein großer Jagdhund, der einen zusammengerollten Igel zu apportieren versucht, das war so ungefähr der Zustand. Das ist ganz unterhaltend, wenn es nicht zu lang dauert. In meiner Jugend hatte ich eine Art Vergnügen daran, borstige Menschen zu zähmen, und das kam mir mit der Linsinger Margaret zugute. Ich teilte die Grantigen in drei Kategorien ein. Die erste schlimmste ist dazu geboren und auf die Welt gekommen, um jeden Morgen von neuem unserem Herrgott, dem Wetter, den Menschen mit ironisch-nörgelndem Ingrimm ihr fehlerhaftes Benehmen vorzuwerfen. Die sind hoffnungslos. Die zweite viel harmlosere Sorte, bei der ist die Grantigkeit zur Gewohnheit geworden; die dritte sind die armen Verbitterten, und zu denen gehörte die Margaret. Aber trotz allem Mitleid und trotzdem ich mich nicht gern für besiegt erkläre, wären mir schließlich doch vielleicht Humor und Geduld abhanden gekommen, wenn mich nicht der Zufall auf den rechten Weg geführt hätte. Wie ich wieder einmal nach Margaret schaute, fand ich sie auf den Knien, den Boden ihres Stübchens putzend. Auf meine Frage, wie ihr bei ihrer Schwäche so etwas einfallen könne, antwortete sie brummig, der Pfarrer käme morgen früh, um ihr unsern Herrn zu bringen; und wie ich entrüstet sagte, das Putzen könnte sie doch mich tun lassen, kam sie mir mit der altbekannten Erwiderung: „Ich brauch' keine Hilf'!" Nun wurde ich aber bös, dirigierte sie energisch in ihr Bett zurück und versicherte sie, ob es ihr recht sei oder

nicht, ich würde das Putzen besorgen lassen: „Ich tu's nicht für dich, sondern für unsern Herrn; wenn er kommt, muß er Freude haben an deinem blitzblank geputzten Stübl!" Zu meinem Erstaunen wurde sie ganz gefügig, schaute mich nur ganz still und lang an, als hätte sie mich bis jetzt nicht gekannt. Von diesem Tag an war das Eis gebrochen. Ich durfte kommen und gehen, ihr kleine Hilfeleistungen erweisen, und allmählich kam ein ganz besonderer Ausdruck in ihre alten Augen, wenn ich zur Tür hereinschaute, und ihr Blick folgte mir, wenn ich ging. Dann fing sie auch an, mir hie und da von ihrem Leben zu erzählen. Es war ja nichts Außergewöhnliches gewesen; ein einsames Dasein, ohne Mann und Kinder, ein armes, verkümmertes Dasein voll harter Arbeit, und als Kehrreim kam immer und immer wieder das Wort: „Und die Leut' waren halt alle so ungut." Ob unter der großen Verbitterung vielleicht eine schwere Jugendenttäuschung lag? Jetzt, wo sie wieder lächeln gelernt, sah man, wie fein ihre Züge waren; sie mußte hübsch gewesen sein, ehe der Mißmut seine Schatten über sie gebreitet. Es war nicht an mir, der alten Frau Predigten zu halten, ihr zu sagen, daß, wenn man nicht an das Gute im Menschen glaubt, es einem selten freundlich entgegenkommen wird. Aber ich hatte sie gern, das fühlte sie, und das bißl Gernhaben, ihr so neu und fast unverständlich, das sprach zu ihr besser als alle Menschenworte. Etwas Weiches, Warmes kam über diese arme, verkümmerte, vergrämte Seele; es war wohl zu spät, um ihrem erlöschenden Leben noch Freude zu bringen, es war wohl

nur eine dämmernde Erkenntnis, in der Frieden lag. Hätte ich nur bei ihr bleiben können bis zu dem nahenden Ende! Aber ich mußte verreisen und mußte es ihr sagen; ich versprach, bald wieder zu kommen, und sie wußte, daß indessen gut für sie gesorgt sein würde, aber ihr Herz verlangte nach mehr! Ehe ich fortging, beugte ich mich nieder, um ihre leisen Worte besser zu verstehen; da schlang sie plötzlich ihre beiden Arme um meinen Hals, legte ihren alten, grauen Kopf an meine Schulter, mit dem leisen Klagen eines Kindes: „Daß Sie fortgehen! Daß Sie fortgehen!" Mir liefen die hellen Tränen herunter; es war so ergreifend, dies plötzliche Nachlassen der gewohnten Selbstbeherrschung. Was hätte ich drum gegeben, meine Reise verschieben zu können! Ich glaube, Margaret verstand das recht gut, und mit der gewohnten Resignation des Volkes dem Unvermeidlichen gegenüber ließ sie mich schweigend ziehen.

Als ich durch den Frühlingsabend nach Hause wanderte, fühlte ich schmerzlicher als je, daß all unser irdisches Tun nur Stückwerk ist; es ist eben nur ein „Anfangen" — und jedes Vollendendürfen, Vollendenkönnen liegt allein in Gottes Hand. Wird er diese vielen, vielen abgerissenen Fäden dereinst einmal einfügen in das Gewebe seiner Herrlichkeit? „Arme Margaret!"

Feierabend.

Ich möchte etwas von meiner alten Kattl erzählen. Sie war brummig, sie glaubte an Hexen, sie konnte sehr bös werden, aber ich glaube, sie war aus dem Holze, aus dem Gott seine Heiligen schnitzt. Sie war schon ziemlich alt, ganz verbogen von harter Arbeit; eine, deren ganzes Leben nur Arbeit war, Arbeit früh und spät, Arbeit bis in die Nacht hinein, Arbeit bis zum letzten Atemzug, und ich war noch jung und gehörte zur Gattung der Drohnen, und trotzdem haben wir uns während wohl 20 Jahren sehr gerne gehabt und uns merkwürdig gut verstanden und mit sehr wenig Worten. Ich nahm sie aus der Ökonomie in mein persönliches Reich — den Hühnerhof; ich lehrte sie Hühner pflegen und aufziehen, und ich lernte von ihr ganz unbeschreiblich viel Geduld und Gottvertrauen und stille, stetige schweigende Pflichterfüllung und Dankbarkeit.

An der Tür unseres Hühnerhofes stak, schräg hineingepflanzt, ein Messer; das gehörte in das Kapitel des Drudenfußes, der Mephisto unangenehm berührte, und von diesem Messer durfte man nicht viel reden! Da konnte Kattl recht bös werden und den nächsten Tag verschwand es dann von seinem Platz; wenn man

aber recht suchte, so fand man es ein bißl mehr verborgen in derselben Tür stecken, die Spitze schräg und boshaft nach außen gekehrt. Und sie selbst, meine gute, alte Kattl, sah oft recht verdächtig aus, wenn ihr wirres, graues Haar unter ihrem Kopftuch hervorschaute! Das alles hat aber die guten, freundlichen Geister nicht gehindert, unter unserer niederen Türe aus- und einzugehen.

Ich saß gern auf einer kleinen Bank bei der verfehmten Türe und schaute zu, wie Kattl mit der schweren Pfanne herumhantierte, in der das Futter für unser vielerlei Getier gekocht werden mußte, und machte sie oft lachen mit verschiedenartigem Unsinn, mit dem Unsinn, der aus friedvollem, inneren Behagen hervorsprudelt; und hörte so gern ihren markigen, originellen Redensarten zu. Der gesunde, kernige Sinn des Volkes lag darin, vor allem ihre so tief gewurzelte, so einfache Frömmigkeit. Sie war so merkwürdig einfach diese Frömmigkeit, und alles wurde so einfach durch sie! — In Kattls Überzeugung kam alles, aber auch alles direkt vom lieben Gott, und das, was von ihm kam, war gut und weise und voll Liebe. Und damit war alles gesagt, und alle Rätsel des Lebens gelöst. Klagende Einwendungen hörte sie nicht gern, „ja was meinen denn die Leut?" brummte sie vor sich hin; „die wollen alle Tag' Feierabend haben, und unser Herr hatte nicht einen einzigen Feierabend in seinem ganzen Leben". Mit krausen Fragen und Gedanken durfte man ihr überhaupt nicht kommen, und das Volk hat deren mehr, als man meint. Und auch ich fühlte oft in ganz eigener

Weise, daß „der farbige Abglanz des Lebens", alles schillernde, unruhige Sehnen und Träumen, nicht in unser kleines Haus paßte. — Kattl hat Besseres zu geben. — Und was machten dabei die Hexen? — Lieber Leser glaubst du an Logik in Gefühlssachen? Ich nicht! — Bei einem hohen Würdenträger, der auf der Brust ein großes goldenes Kreuz trug, bemerkte ich einmal, wie ganz versteckt und bescheiden ein kleiner Talisman unter dem Schutze des Kreuzes hervorguckte! Eine Dame machte darüber eine leise Anspielung. Mit dem feinen, so vieldeutigen Lächeln des Italieners, antwortete der hohe Herr, das Kreuz berührend: „Ceci c'est pour les grandes occasions — et l'autre pour les petites!"

Mitten in Kattls arbeitsreichem Leben traf sie ein Nervenschlag, der sie nicht ganz lähmte, aber doch zu langem, hilflosen Daliegen und zu großen Schmerzen verurteilte. Geistig blieb sie vollkommen frisch bis zuletzt, nahm lebhaftes Interesse an ihrem Hühnervolk und an allem, was ich ihr erzählte, und schien wenigstens in den ersten Monaten ebenso zufrieden mit Gott und ihrem harten Geschick, wie sie es zuvor gewesen. Aber nach einiger Zeit bemerkte ich eine Veränderung. Sie wurde unruhig, hatte oft einen gequälten Ausdruck und wiederholte immer: „Ich hätt' nicht gedacht, daß ich so lang daliegen muß." Endlich wurde mir ihre Sorge klar; sie fürchtete, mir zur Last zu fallen! Und dagegen half kein Reden. Sie wußte ja, wie gern ich sie hatte, und daß die Stunden bei ihr mir eine ausruhende Freude waren; aber sie konnte nichts mehr für mich tun! Das war es, was ihr den Gleich-

mut raubte. Da holte ich mir Hilfe bei einem sehr erfahrenen Geistlichen. Er brauchte nicht lange, um die große, kindliche Seele meiner Kattl zu verstehen, und ihr die Flügel wiederzugeben. Er führte sie auf jene Höhen, wo das Martyrium der Liebe sich in siegreiche Freude verwandelt. Er sagte ihr, daß ein geduldig getragenes Leiden Segen bedeute für das ganze Haus, für die Menschen, die ihr lieb seien. Er erklärte ihr, daß Leiden nicht in tatenlosem Daliegen bestehe, sondern daß es eine Arbeit sei, direkt von unserem Herrgott auferlegt, eine Arbeit, die nur er uns wieder abnehmen kann. Kattl erzählte mir das später selbst in ihrer einfachen Weise, mit tiefster Zufriedenheit, und von da an habe ich nie mehr ein Wort der Klage von ihr gehört. Und doch dauerte es noch 1½ Jahre, bis die Erlösung kam.

Was sie uns in dieser Leidenszeit erbeten, das brachte uns ganz unerhoffte Geschenke vom Himmel. Als wir aber unser Familiengut verkauften, da quälte mich gleich der sorgende Gedanke: Was geschieht mit Kattl? Sie einem „Spital" überweisen und von mir trennen, das hätte ich nicht übers Herz gebracht. Es dauerte nur wenige Tage, bis mir auf diese bange Frage die Antwort wurde. Plötzlich trat ein Verfall bei Kattl ein, plötzlich wußte ich, der liebe Gott würde ihr dieses Kreuz nicht mehr auferlegen; es war genug: „die Türen standen flügeloffen". — Der Pfarrer, den ich rufen ließ, fand Kattl nicht so schlecht, aber mein Herz täuschte mich nicht. Nachdem der Pfarrer sie wieder verlassen hatte, saß ich eine Weile still bei ihr,

streichelte die welken, abgemagerten Hände und sagte dann ganz leise: „Kattl, jetzt gibt's bald Feierabend." Da öffnete sie noch einmal die zusammengepreßten Augen und sah mich warm und dankbar an. Dann blieb sie anscheinend teilnahmslos bis zum nächsten Morgen. Ich mußte wegen notwendiger Besorgungen an diesem Tag in die Stadt, schaute natürlich vor dem Wegfahren noch nach Kattl, die mich nicht zu bemerken schien; wie ich aber ihren Arm in meine Hände nehmen wollte, zu der täglichen Morphiumspritze, zog sie ihn zurück und sagte mit klarer, fester Stimme: „Leiden." Nur dieses eine Wort, aber das sagte so viel! — So ging ich ohne Erwiderung kummervoll wieder fort; aber das Wort begleitete mich auf allen meinen Wegen. — Da ragte plötzlich etwas sehr Großes ins Alltagsleben herein, und ich mußte erst lernen, mich damit abzufinden. Es klagte und murrte etwas in meinem Innern und lehnte sich auf gegen dies starre Gebot. Mußte das sein? Gab es für gewisse auserlesene Seelen nur diesen einen Weg, dem Heiland zu folgen? Nur diesen einen furchtbaren Kreuzweg? — Wie ich nach Hause zurückkehrte, eilte ich natürlich in das stille Krankenzimmer und blieb erschüttert an der Schwelle stehen. Da gab es keine Qual mehr. Die armen verkrümmten, steifen Glieder lagen weich und ausruhend in den Kissen, über dem lieben, alten Gesicht, in welches das Leiden so tiefe Runen eingegraben, lag es wie ein verklärender Schimmer von Jugend, und in den weitgeöffneten Augen war ein unbeschreiblicher Ausdruck staunender Freude. Sie atmete noch leise, aber es war etwas fast Über-

irdisches in diesem seligen „Schauen" — ich traute mich nicht mehr, durch ein Wort, eine Berührung ihren Frieden zu stören; ich kniete mich still zu ihr und dankte Gott und betete ihn an — und so nahm ich Abschied von meiner Kattl.

Erneſta.

Der Süden und ſeine berauſchende Schönheit ſind mir lieb vertraut, aber unter Pinien und Oliven habe ich mich doch oft nach dem deutſchen Frühling geſehnt. Anfang Februar kommen wohl auch an der Riviera an ganz verſteckten Wieſenfleckchen zarte junge Gräſer und deutſche Wieſenblumen ſchüchtern zum Vorſchein, aber in dem blaſſen Grün liegt eine Stimmung, die nicht ganz zu der Umgebung paßt. Im Hintergrund an den ſtarren, nackten Felſen, da leuchtet in leidenſchaftlicher Glut die rote Blüte des Karubenſtrauchs. In den Roſen- und Veilchenfeldern, in dem ſchweren, alles durchdringenden Duft der Orangenblüten, in den heißen Sonnenſtrahlen, da liegt ſchon der heißere Pulsſchlag des Sommers, und die lauen, wunderbaren Nächte mit fernem Meeresrauſchen und Mondſcheinzauber wiſſen nichts von dem ſcheuen, leiſen Hoffen und Träumen des Nordens. Und dann die Oliven mit ihren knorrigen, verwitterten Stämmen, den ſo merkwürdig ausdrucksvollen Äſten, ſo perſönlich ausdrucksvoll in ihren verzerrten Bewegungen, ſie ſchauen ſtill und ernſt auf das blühende Leben herab, als hätten ſie ſelbſt nie das Jungſein gekannt. Sie wiſſen zu viel, dieſe alten Bäume, das fühlt

der junge Frühling, und sein heller Frohsinn entflieht nur zu bald der heißen Sonne und dem grauen Schatten.

Ich habe eine Frau gekannt, die unter dem kühlen, grauen Schatten der Oliven Kindheit und Jugend verlebt und deren eigentümliches Geschick in meiner Erinnerung mit den alten Bäumen eng verwachsen geblieben. Sie hatte eine sonnenlose Jugend gehabt; ihre Eltern waren nüchterne, kluge Leute, hie und da leidenschaftlich, aber ohne innere Wärme, wie man es im Süden so oft findet; und Ernesta hatte Sehnsucht nach Wärme. Trotz einer gewissen Vornehmheit der Formen war sie nicht hübsch, und das drückte auf sie; es war eben ein Sonnenstrahl weniger in ihrem sonnenarmen Dasein, und so wuchs sie auf etwas vergrämt, etwas verkümmert, etwas im Wachstum gehemmt und brachte der Welt wenig Liebenswürdigkeit entgegen, vielleicht aus Mangel an Selbstvertrauen. Alles war farblos an ihr, wie Blumen, die auf der Nordseite sich entwickelt haben. Wie ich sie kennen lernte, war sie bereits mit einem älteren Mann verheiratet. Es war ein braver Mann, und sie ging im Schatten der Oliven still neben ihm her. Es war ein malerisches, altes Haus, von dichtem Olivenhain und hohen, altersgrauen Mauern umgeben, so, wie man sie in den reichen Quartiers von Nizza, fern abliegend von dem Treiben der Heerstraße, öfters findet. Das tiefblaue Meer leuchtet in der Ferne, die heiße Sonne liegt auf den steinigen Pfaden, die von der Stadt heraufführen. Aber wenn man in den Schatten des abgeschlossenen Gartens hereintritt, kann man sich eines leichten Fröstelns nicht

erwehren. Ob das Leben, das da draußen so reich und voll pulsiert, nie über die alten Mauern hereinschaut? Wir trafen uns zufällig einmal wieder auf dem Balkon eines Hotels, von wo wir dem tollen Nizzaner Karnevalstreiben zuschauten. Einer von den wolkenlosen, strahlenden Riviera-tagen: Licht, Wärme und sorgloser Genuß; alles voll Blumen und Fröhlichkeit; Blumen in überströmender Fülle, Blumen an den Fenstern, Körbe von Blumen in den Wägen, Blumen in den Händen eifrig werfender Menschen, die von tollem Rausch erfaßt waren. Und in all dem übermütigen Treiben, an dem das ganze Volk teilnimmt, keine Spur von Roheit, keine Spur von übler Laune, auch wenn ein Hagel von Konfetti auf die Köpfe niederprasselt, auch wenn die platzenden, mit Mehl gefüllten Eier die Menschen in Müller verwandeln! Ein großer Veilchenstrauß flog zu uns herauf; ich sah für einen Augenblick in die lachenden, blauen Augen eines jungen Menschen; er grüßte und verschwand in der Menge. Ernesta hatte den Veilchenstrauß aufgefangen; nun hielt sie die Blumen in ihrem Schoß mit beiden Händen, ganz still, und ihr Blick schaute in die Ferne, und dieser Blick so voll leidenschaftlicher Sehnsucht sagte mir plötzlich sehr viel. Und es kam, wie es kommen mußte. In den warmen Frühlingsnächten, wo heitere Pärchen auf dem steinigen Weg jenseits der großen Gartenmauer vorbeihuschten, wo von weit her ein italienisches Lied erklang, voll schmelzender Leidenschaft, da schlich die Sünde durch das stille Haus, und wie Ernesta von dem bösen Traum erwachte, da wußte sie, daß es nicht das Glück gewesen,

das leuchtend über ihrem sonnenlosen Leben aufgegangen. Es war nur der Frühling, der sorglos lachende, italienische Frühling, und er war weitergewandert, und sie war allein — allein, mit Schmutz an den Händen und einer Lüge in ihrem Leben.

Erst nach Jahren sah ich sie wieder; sie ging wie sonst still im Schatten der Oliven, aber ihr Blick war freier geworden und ihr Gang frischer. Sie trug Blumen in den Händen, die einem Kranken bestimmt waren, und an ihrem Arm hing ein kleiner Korb mit Liebesgaben. Wir begegneten uns später einmal auf einem der vielen so malerisch schönen, steinigen Wege, die ins Gebirge führen und zu den Hütten der Armen. Wir setzten uns auf eine gebrochene Mauer; das weite blaue Meer lag zu unseren Füßen, spielende Sonnenlichter kreuzten den Weg, kleine neugierige Eidechsen huschten aus Mauerritzen oder lagen blinzelnd im warmen Sonnenschein. Und da erzählte sie mir alles mit der erstaunlichen Offenheit, wie man ihr manchmal bei den verschlossenen Naturen begegnet, und sie sagte, wie Gottes Hilfe sie aus der äußersten Seelennot langsam, langsam ins Leben zurückgeführt. Diese inneren Katastrophen durch das zwingende Muß des Alltags spielen sich ja meist schweigend ab zwischen der Seele und ihrem Schöpfer. Sie erzählte, wie sie den Glauben ihrer Kindheit wieder gefunden und wie die erbarmende, verzeihende Liebe des Heilandes ihr immer klarer geworden, wie sie nun, sich seiner Führung ganz überlassend, im Frieden ihren ernsten Weg dahinging. Ergriffen nahm ich Abschied, und während ich dankbar

dies alles im Herzen erwog, kam mir das Wort eines Dichters über den ersten Sündenfall in den Sinn; er trägt als schöne Frucht „Liebe, die Gott mit Schmerzen sucht".

Stimmungsvoll sind die kleinen, halbvergessenen Friedhöfe des Südens, und entsetzlich ist die Geschmacklosigkeit, die sich in den Ruhestätten des modernen Italien breit macht. Die Natur belebt alles in diesem herrlichen Lande, und wo man sie frei walten läßt, wird alles schön; die Menschen, auch wenn sie keine Italiener sind, passen sich nur selten großzügig dieser Schönheitsfülle an. Auch die sorgfältig gepflegten, sorgfältig behüteten Friedhöfe der Fremden an der Riviera, so prachtvoll sie auch sind, machen mir keine rechte Freude — Poesie verträgt nun einmal kein feiertägliches Gewand. Meer und Himmel und Blumen und die Farbenkontraste des Südens, das ist der Zauber, der über den stillen Gräbern liegt; einige kleine Holzkreuze, ein Stückel alter Mauer drum herum, ein Sonnenstrahl auf den dunkeln Zypressen, kleine, altersgraue Kirchen, dicht umdrängt von den schlichten Grabhügeln, das sind Bilder, die in uns fortleben. So ein Bild habe ich als freudige Überraschung dicht bei einer modernen Begräbnisstätte gefunden. In St. Michele begräbt Venedig seine Toten. Die ganze Insel, von einer hohen Mauer umgeben, ist in einen Friedhof verwandelt. In der Mitte, auf einer kleinen Anhöhe, erhebt sich ganz schlicht, ganz einfach ein großes, weißes Kreuz; aber was sich um dies Kreuz herumgruppiert, ist schauerlich. Man denkt an die Worte aus Ekkehard: „Der Genius des guten Geschmacks hat händeringend das Land verlassen."

Was würden die alten Meister zu diesen Grabmonumenten sagen, zu den lebensgroßen Photographien, von ovalem Glas bedeckt, von handbreiten Glasperlenbordüren eingerahmt, zu dieser Orgie des Häßlichen!

Weitab von diesem aufdringlichen Mittelpunkt, schlicht und unansehnlich, liegen die Gräber der Armen; in regelmäßige schmale Felder eingeteilt, in nüchterner Ordnung, ohne jegliche Einfassung, teils ein einfaches Holzkreuz, teils nur ein Stab mit einer Nummer — ein wirkliches Totenfeld, dem großen Vergessen anheimgegeben. In ernste Gedanken versunken, ging ich weiter, immer der großen Mauer entlang; da plötzlich kam ich an eine Art Tor, welches die Einförmigkeit der Mauer unterbrach und durch das man in eine kleine Umfriedung hineinschaute. Auch diese war durch eine niedere Mauer von dem wechselnden Spiel der Wellen geschützt. Und hier, verlassen, vergessen, ungepflegt, lag ein kleiner Fremdenfriedhof — ein Traum von Schönheit! Wilde Rosen wucherten an den Mauern empor, umrankten die Kreuze, bedeckten die grauen, verwitterten Grabsteine; darüber wölbte sich der blaue Himmel, und von fern her kam das jubelnde Lied der Frühlingslerche, und leise schlugen die Wellen an den Strand. Ich saß lange, lange auf einem gebrochenen Stein, wie in einem glücklichen Traum befangen. Tiefer Abendfrieden lag auf dem weiten Meer, und die letzten Sonnenstrahlen auf schimmernder Bahn fanden den Weg zu den verlassenen Gräbern. — — —

‚And the gleam flying onword,
Wed to the melody sang through the world.‘

Wunderland.

Heut früh war mein kleiner Schatz bei mir; er ist schon fest auf seinen Füßen. Ein Sonnenstrahl hat sich in seinem seidenweichen, blonden Haar gefangen; seine lieben, goldbraunen Augen haben einen zutraulichen und schelmischen Blick, das weiße Röckchen steht ihm so nett. Er hat gar keinen Begriff, wie herzig er ist. Er hat ein paar zerbrochene Schachteln zusammengetragen, die ich mit Stanniolkügelchen fülle, und wir sind beide sehr vergnügt. Aber es ist eine Dritte bei uns, das sehe ich an dem frohen Leuchten in seinem Gesichtl, an seinem stillen, fast weihevollen Ausdruck: Königin Phantasie hält den Zauberstab, geheime Pforten öffnen sich, sie nimmt meinen kleinen Liebling mit ins Wunderland, und ich stehe daneben! Stehe ich wirklich daneben? Den Staub der Straße an den Füßen, der feine, böse Staub des langen Weges auf den Flügeln, in den geheimsten Herzensfalten, als undefinierbare Last auf den Schultern, das paßt nicht ins Wunderland des Kindes. Und doch fühle ich den süßen Zauber, und das Unsterbliche in uns, was dereinst den Staub des Weges als etwas ganz Fremdes abschütteln wird, gibt frohe Antwort dem „Singen und Klingen", das das kleine Kind „so wun-

derſam betört". Ich kenne die große Zauberin ſchon ſo viele Jahre, ich kenne den leuchtenden Stab und den täuſchenden Glanz und Schimmer, der von ihm ausgeht, ich ſehe ihr feines, nachſichtiges, leicht ironiſches Lächeln, ich weiß, wie das alles gemacht wird, und doch frage ich mich, wer der Wahrheit näherſteht, das kleine Kind oder ich. Wie ahnungsvoll tief iſt ein Kinderblick! Iſt es nicht, als ſähe er das, was uns der Staub verhüllt? Iſt die Wahrheit grau, nüchtern, ohne Glanz und Licht? Bewegt ſich das Leben wirklich nur in zwecklos verworrenen, häßlichen Linien? Oder hat das Kind recht, dem das Lächeln der alten Zauberin von ewiger Schönheit ſpricht? In der Kinderſeele liegt die Ahnung eines Wunderlandes ewigen Lichtes, ewiger Schönheit, von dem Königin Phantaſie nur gebrochene Strahlen aufzufangen vermag, dem Wunderland, dem wir alle mühſam und ſtaubbedeckt zuwandern; Kinder fühlen ja oft unbewußt, was wir Großen erſt langſam lernen müſſen. Iſt es nicht etwas Wunderbares, das Vertrauen, mit dem ein Kind uns anſchaut und alles von uns erwartet, alles als ſelbſtverſtändlich von uns erhofft? Ich glaube, ich habe nie gewußt, was Vertrauen iſt, bis ein Kind es mich gelehrt. Es war ſehr einfach, und es lag wohl an meiner Stimmung, daß mir der einfache Vorgang ſo einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht. Ein kleiner Trupp armer Kinder wurde zu irgendeiner Gelegenheit feſtlich bewirtet; all die kleinen Leute hatten kleine Schüſſelchen mitgebracht, um die Krone des Ganzen, einen prachtvollen Schlagrahm, mit nach Hauſe nehmen zu können. Ein einziger kleiner

Mann von vier oder fünf Jahren, der sich wohl mit einem älteren Bruder eingeschlichen hatte, hatte keine Schüssel mit; und wie an ihn die Reihe kam, streckte er seine beiden kleinen Hände vertrauensvoll hin und formte ein Schüsselchen draus.

In dem Begriff „Vertrauen" ist alles enthalten, was uns auf dem Weg ins „Wunderland" Stab und Stütze sein muß, Glaube, Liebe, Hoffnung und volle Hingabe. Und ist nicht auch auf Vertrauen alles gegründet, unser tägliches Leben, unser Verhältnis zu den Menschen, ja unsere ganze Existenz? Das furchtbare Wort Macbeths: „Macbeth has murdered sleep" wirkt nur deshalb so tragisch erschütternd, weil Macbeth zum Himmel schreit, daß er nicht nur den schlafenden Freund, daß er das Vertrauen ermordet hat. Mein kleines Kind, Gott behüte dich vor mißhandeltem Vertrauem! In der grauenhaften Zeit, in der wir stehen, empfinden wir schmerzlich, daß unersetzliche Werte zerstört worden sind, weil in der losgelassenen Hölle so viel Vertrauen eingebüßt worden ist. Und wenn auch unser Vertrauen auf menschliche Begriffe, auf menschliche Täuschungen sich stützte, haben wir nicht doch das Gefühl, als wäre eine Welt in Trümmer gegangen mit all dem, was an unbewußt-selbstverständlichem Vertrauen zerstört am Boden liegt? — —

Man wird jetzt so oft gefragt, zweifelnd, mutlos gefragt: Was kann das Gebet uns nützen all dem Grauen blinder Zerstörungswut gegenüber? Welche Macht hat das Gebet gegen „die losgelassene Hölle" und warum soll unser Gebet erhört werden und das

unserer Feinde nicht? Millionen Herzen rufen um Erbarmung — wer erhört sie? Ich weiß keine bessere Antwort, als was mich das Kind gelehrt hat, das vertrauensvoll seine kleinen Hände ausstreckte, damit sie gefüllt würden. Nur das volle, ganze, rückhaltlose Vertrauen, das wunderbare Vertrauen des Kindes, kann uns über unsere eigene Persönlichkeit, unseren Kleinmut, unsere Kurzsichtigkeit, auch über das furchtbare Herzweh hinüberheben in ein anderes Reich, in dem andere Gesetze walten.

„Wenn man dem Vogel das Brett unter den Füßen wegzieht, besinnt er sich auf seine Flügel." Die bittend ausgestreckten Hände werden gefüllt werden, vielleicht nicht mit dem, was wir sehnend erfleht, aber mit anderen, kostbaren Dingen, und tief verborgen unter andern Schätzen finden wir den goldenen Schlüssel — ins Wunderland. — —

Kinderschuhe.

In einer hübsch eingerichteten Wohnung Münchens saß eine einsame Frau — neben ihr war eine offene Truhe; aus dieser hatte sie zwei Paar kleine Kinderschuhe herausgenommen; sie standen nun auf dem Tisch vor ihr, und ihre Finger fuhren leise, wie im Traum, über die kleinen Ritzen und Schrammen, die davon erzählten, wie lebhaft die Kinderfüße darin herumgetrippelt waren, bis sie die kleinen Schuhe an einem Tage abgelegt hatten, um sie nie wieder anzuziehen. Jetzt sprachen die Erinnerungen mit der armen, jungen Mutter, und sie horchte den Stimmen, den lustigen, frohen, hellen, zärtlichen Kinderstimmen. Sie konnte es doch immer nicht recht verstehen, daß man innerhalb zweier Tage ihre zwei Lieblinge fortgetragen hatte, alle zwei, um sie auf den Kirchhof zu bringen, wo ihr Mann schon seit einigen Jahren ruhte. Sie hatte lange gehorcht, gewartet; sie meinte immer, sie müßten wiederkommen, und dazwischen kam das verzweifelte Bangen: „Wer sorgt jetzt für sie"? Es war so unmöglich, zu begreifen, daß diese überströmend frischen, jungen Leben ausgelöscht sein sollten; es war so schwer, sich von den irdischen Begriffen loszulösen. — Die Menschen brachten

ihr die Tröstungen, die ihnen dereinst geholfen; sie sprachen ihr von der Ergebung in Gottes Willen, sie sprachen von der Seligkeit, der ihre Kinder nun teilhaftig geworden, und in ihrem Innern blieb alles kalt und leer; manchmal dachte sie, wie dereinst eine arme Mutter auf Luthers Trostreden geantwortet: „Und wenn ich die ganze Bibel durchlese, mein Sohn kommt doch nicht wieder;" meist antwortete nichts in ihr auf die Trostgründe der Menschen, meist brütete sie stumpf vor sich hin oder nahm die kleinen Schuhe und sprach mit ihnen ganz leise, in abgebrochenen Worten, so wie sie es heute wieder getan. Aber seit einiger Zeit kamen ihr wieder Gedanken, müde, zerrissene Gedanken, etwas, was ganz langsam einen Weg suchte, was zu verstehen trachtete. Und sie erinnerte sich an einzelne Worte eines Geistlichen. — Der gute Pater, wie man ihre Kinder fortgetragen, war er dabei, war still bei ihr geblieben, und dann war er alle Tage wiedergekommen, ohne viel zu sagen, war nur dagewesen, freundlich, warm, teilnehmend; sie hatte ihn kaum beachtet, und doch hatte sie sich allmählich daran gewöhnt, hatte sie weniger einsam gefühlt, und wie er einmal einen Tag nicht erschien, hatte er ihr gefehlt; nach langen, langen Wochen, da kam es ihr einmal, ihm zu danken; das war ein erstes Zeichen wiederkehrenden Bewußtseins. Damals fing er auch an von ihren Kindern zu sprechen, und von dem, der die Kinder zu sich ruft. Vielleicht waren das die ersten Begriffe, die durch den dichten Nebel ihrer Stumpfheit hindurchdrangen; vielleicht waren das die ersten Worte, die ihr Empfinden für einen Augen-

blick von ihren toten Kindern ablenkte und nach dem Einen hinlenkte, der ihre Kinder lieb hatte, so lieb wie sie. War das möglich? So ganz allmählich, ganz langsam fing sie an, mehr an den zu denken, der alle Kinder zu sich ruft; Bilder kamen ihr in den Sinn, wo eine hehre Gestalt von unendlicher Milde und Güte die Kleinen und Kleinsten zu sich heranzog; mehr und mehr gewöhnte sich ihr krankes, zerstörtes Gemüt an dieses Bild, und wenn ihr der gute Pater vom Heiland erzählte, so schienen ihr ihre Kinder nicht mehr so weit entrückt. Mehr und mehr fing der Pater nun an, ihr von dem Opferleben des Heilands zu sprechen, sie mit dem Gedanken an sein Opferleben gleichsam vertraut zu machen. Mit der unbeschreiblichen Geduld und Vorsicht eines Arztes brachte er allmählich ein wenig Licht in ihre Finsternis. Aber eines Tages sagte er plötzlich: „Denken Sie einmal darüber nach, was der Heiland mit den Worten meint: ‚Ich habe euch noch viel zu sagen, doch ihr könnt es jetzt noch nicht verstehen.‘“ — Er spricht da von der Freude des Opfers, und von dem Reichtum, der im Opfer liegt. — Ist nicht alles, was den freudigen Stolz unseres Lebens ausmacht, mit Opfern erkauft? — Der Schüler, der sein mühsam erarbeitetes Zeugnis nach Hause bringt; die Braut, die ihre Heimat verläßt, um dem Manne zu folgen; die Mutter, die ihr Kind mit „Schmerzen gebiert“, überall Opfer und überall der Reichtum, der aus dem Opfer entspringt. Wir gehen achtlos an dem Opfer vorüber — unser Blick ist nur nach der errungenen Freude gerichtet. Wenn der Heiland um

einen Schritt weiter geht und auch unser errungenes Glück als Opfer von uns verlangt, dann sehen wir nur den Schmerz und verstehen nicht den Reichtum, in den der Schmerz uns einführen will. — Im Opferleben des Heilandes gibt es eine Stunde, die er herbeisehnt, eine Stunde, die er die seine nennt, die Stunde, in der er die Qualen der ganzen Menschheit auf sich nimmt, um sie in Segen umzuwandeln:

„Und von seiner Dornenkrone
Geht ein wunderbares Scheinen."

Aber nur von der Dornenkrone geht das wunderbare Licht aus, nur von den durchbohrten Händen geht der Segen aus, dem selbst vergrämte und verhärtete Herzen nicht zu widerstehen vermögen. Nur das Opfer vollendet den Sieg und heiligt die Freude. Und dieser siegreichen Freude will der Heiland die Menschen näher bringen. Und es ist, als wollte er auch manche Menschen an seiner Dornenkrone teilnehmen lassen, als wollte er den nie versiegenden Reichtum der Liebe und des Verstehens in ihre Hände legen. — Über dies alles dachte heute die einsame Frau nach, während ihre Hand zärtlich auf den kleinen Schuhen lag, aber sie verstand nicht recht, was der Pater meinte: „Will er noch ein Opfer von mir? — Ich habe ja nichts mehr zu geben." — Da trat ihre Dienerin ein, um ihr von einer armen Frau zu berichten, die bitterlich weinend um Hilfe bat, ihre Kinder verhungern, sie haben keine Kleider und nicht Schuhe — und Weihnachten ist vor der Tür. — Das griff der Mutter plötzlich ans Herz. War es wirklich schon Weihnachten geworden, und sie ahnte es

nicht? Sie ließ die arme Frau hereinkommen und während sie sich von dem frierenden, hungernden Elend der kleinen Kinder erzählen ließ, war es ihr, als stünde der Heiland selbst neben der Armen, als wären es seine durchbohrten Hände, die sich nach ihr ausstreckten. Und plötzlich, sie wußte selbst nicht, wie es geschah, nahm sie die kleinen Schuhe ihrer toten Kinder und gab sie her. — Und am nächsten Tag war es, als sei Christkindl selbst eingekehrt in der armseligen Dachwohnung, und die beiden Mütter weinten vor Freude über die sprachlose Seligkeit der Kinder. — Was soll ich noch weiter erzählen? Die einsame Frau war von diesem Tage an nicht mehr vereinsamt; — sie hat noch lange gelebt und der Heiland hat ihr noch viel zu sagen gehabt. — An dieses erste frohe Weihnachtsfest reihte sich eine Kette von freudigen Weihnachtstagen für die Ärmsten der Armen. Liebevolle Hände haben das Werk fortgesetzt und seit mehr als fünfzig Jahren liegt der Segen des Christkindls auf dem Opfer der kleinen Schuhe. —

Die Geschichte eines Tages.

Während ich die Treppen zu der Kanzlei des Justizrates langsam hinauf stieg, kam mir das alles so ganz unwahrscheinlich vor. Bin ich wirklich diese junge Frau, die einen Weg geht, den so viele vor ihr gegangen, die im Begriff steht, etwas zu tun, was ihr früher fast wie ein Verbrechen vorkam? Wie oft hatte ich mit einer gewissen Verachtung, jedenfalls völlig verständnislos, von den immer zunehmenden Ehescheidungen gehört, sie als Zeichen einer Zeit aufgefaßt, der mehr und mehr der innere Halt abhanden gekommen war, und jetzt wollte ich dasselbe tun? In einem halb traumhaften Zustand schaute ich mir zu. Wo war der Stolz hingekommen, dem jede Klage eine unerträgliche Demütigung erschien? — Die Türe der Kanzlei wurde geöffnet, eine junge Dame verabschiedete sich mit einem Scherzwort vor dem sich galant verbeugenden Justizrat; mit etwas affektiert nonchalanten Bewegungen, etwas zu stark parfümiert, etwas zu auffallend angezogen, so kam sie mir plötzlich wie ein Typ vor der sich auslebenwollenden Jugend der heutigen Zeit. Einen so ernsten Schritt hatte ich mir anders vorgestellt. Aber was wußte ich eigentlich von dem,

was man heutzutage tut? Wenn ich an meine geliebte verstorbene Mutter denke, an ihr feines, weißes Häubchen, an den feinen Lavendelduft, der sie umgab, an die feinen, schlanken Hände, die diskreten Bewegungen, das Zurückhaltende, in sich Abgeschlossene der Zeit, in der ich aufgewachsen, die wohlbehüteten Existenzen, in die der Lärm der Straße nicht hereindrang. Es war das Traumland der alten Anschauungen und Sitten, in dem wir lebten. Indessen war das Jahrhundert eilig vorangeschritten, und jetzt stand auch ich auf der lärmenden Straße und stieß mich an Gegensätzen, deren Entwicklung ich nicht mitgemacht hatte. Das ist ein sonderbares Gefühl, aber sonderbar, unverständlich war ja heute alles für mich, als käme ich aus den von feinem Lavendelduft erfüllten Räumen, dem gedämpften Licht der Wachskerzen, dem geräuschlosen Schritt gutgeschulter Diener, plötzlich ins praktische, wirkliche Leben hinaus, um mir mit meiner Hände Arbeit nicht das tägliche Brot, aber meinen Anteil am Leben zu erkämpfen. Ich war leise, gedämpfte Schritte gegangen, hatte mein Herz fest in beiden Händen gehalten, solange meine Mutter gelebt, hatte nicht rechts und nicht links geschaut, um ja keinen Mißton in ihr stilles Dasein zu bringen — hatte nur das einzige Bestreben, sie in einer glücklichen Täuschung zu erhalten —, nun war ich allein, mein Traumland hatte seinen süßen Zauber verloren. War es jetzt nicht mehr heiliges Gesetz für mich, was für meine Mutter feststehende Lebensnorm gewesen? — Wann hatte ich begonnen, in meinem innersten Innern von Fesseln zu reden, mich

zu fragen, ob die neue Zeit nicht vielleicht auch eine Berechtigung hatte mit ihren neuen Anschauungen von persönlichem Glück? War es nur ein menschliches Gesetz gewesen, aus dem wir ein Evangelium gemacht? Lag es nur in den Begriffen, in denen wir aufgewachsen, die Fleisch und Blut in uns geworden waren, diese unüberwindliche Scheu vor der Öffentlichkeit der Straße? — Ich war allein, hatte niemand zu fragen, niemand Rechenschaft zu geben — warum sollte ich nicht tun, was so viele andere vor mir getan? Es wirbelte in meinem Kopf von all dem Widersprechenden — Fragen, Sehnen, Gewissensregungen. Ich war mit einem festen Vorsatz diese Treppe heraufgegangen, warum verstörte mich schon der erste Schritt? Es ist doch kindisch, aber das Begegnen mit der parfümierten jungen Dame war mir eine Demütigung! — Da in dem Wartezimmer saß ein dicker Herr, mit fetten Lippen, fetten, großen Juwelen an den fleischigen Fingern, und mir war's, als sähe er mir mit seinen frech blinzelnden Augen mein Vorhaben an und dächte sich: „Das ist auch so eine!" — Neben ihm saß eine stille, bürgerlich angezogene Frau; sie war wohl einmal hübsch gewesen. Ein Zug stillen geduldigen Ertragens machte sie älter aussehen; ihre Hände sprachen von schwerer Arbeit, aber ihr ganzes Wesen war fein. Den Blick in sich gekehrt, schien sie mir schwesterlich vertraut, und sie kam vielleicht auch zum Justizrat um Hilfe von schwerer Fessel. Konnte sie auch nicht mehr? Oder wollte sie nicht mehr? — Endlich ging auch für mich die Türe des Heiligtums auf, ich saß dem Justizrat gegenüber; seine klugen,

scharfen Augen schauten mich an, und ich war sicher, sie schauten mich durch und durch. Zu welcher Kategorie rechnete er mich? Zu den Parfümierten — zu den geduldig Ertragenden? — Ich war wie geschüttelt von all dem Kleinzeug, was sich zwischen die vorher gefaßten klaren Gedanken drängte, und eine Weile konnte ich den Anfang nicht finden. — Es lag aber etwas Beruhigendes in der kraftvollen Gestalt mir gegenüber, in der so voll beherrschten Kraft seines Wesens — und dann sagte er sehr höflich: „Gnädige Frau waren so freundlich, mir zu schreiben. Sie wünschen einen Rat in einer Ehescheidungssache. Sie haben leider länger warten müssen, als ich glaubte; ich habe aber jetzt vollauf Zeit und bitte Sie, sich nicht zu beeilen; der heiße Tag hat sie wohl etwas angegriffen. Ich sehe indessen diesen Akt durch." — Seine klugen, scharfen Augen konnten auch gut sein — mir kam ein plötzliches Vertrauen zu dieser erfahrenen Güte, und ich suchte nach Worten, so wie man hilfesuchende Hände ausstreckt, und ich fand doch nichts von alledem, was mein Verstand seit Monaten vorbereitet hatte, und das, was ich nicht sagen wollte, was mir am Herzen fraß, was wie ein Notschrei klang, was mein Stolz sich kaum selbst eingestehen wollte, das kam plötzlich ihm entgegen: „Ich bin erst dreißig Jahre alt, es liegen vielleicht noch vierzig Jahre vor mir, noch vierzig lange Jahre; ich kann diesen Gedanken nicht mehr ertragen, es muß doch einen Ausweg geben!" Und impulsiv setzte ich hinzu: „Die einfache Frau, die vor mir bei Ihnen war, die sieht schwergeprüft aus. Sie will auch fort von ihrem

Mann, nicht wahr? Ist es indiskret, das zu fragen? Wenn man Übung hat in solchen Dingen, versteht man sich ohne weitere Worte." Der Justizrat antwortete ernst: „Ja, sie hat es sehr schwer; aber heute war sie wegen einer Erbschaftsgeschichte bei mir; allerdings habe ich ihr auch in anderen Dingen beistehen können; sie will nicht fort, sie sagt: ‚Mein Mann ist gut für die Kinder'; das hält sie." „Er ist gut mit den Kindern," sagte ich mechanisch nach; „mein Baby wollte nicht leben, und so habe ich nichts, was mich hält. Meine alte Mutter ist tot; sie hatte mich durch Liebe verwöhnt; es war eine Atmosphäre von Liebe und Friede, in der ich aufwuchs; ich wußte nichts vom wirklichen Leben, wie ich heiratete, nichts als ein paar lustige Faschinge; dann heiratete ich, eine gute Partie, Geld wurde mit Geld vermählt. Meine Mutter sorgte sich um meine Zukunft, wollte mich wegen meines Vermögens vor ihrem Tod gut verheiratet wissen. Sie war sehr zart, aber sie hat dann noch zwölf Jahre gelebt, und Gott sein Dank, hat sie es nie geahnt, wie es um mich stand; so lange sie lebte, war ich auch nicht unglücklich. Wissen Sie, Herr Justizrat, es handelt sich in meinen Augen viel weniger um all die bekannten ‚Ehestörungen' oder wie man das nennt. Ich denke, wenn Menschen sich lieb haben, so kann man auch die gegenseitigen Fehler, auch gröbere Fehler hinnehmen und sich doch immer wieder finden — das Fremdsein ist das ärgste; und wir haben uns nichts mehr zu sagen." — „Ich glaube, gnädige Frau," sagte nun der Justizrat ruhig dazwischen, „Sie malen sich

das Bild der ersehnten Freiheit in zu leuchtenden Farben aus. Man kann es auffassen, wie man will, es ist immer eine heikle Stellung für eine junge Frau, besonders aus Ihren Kreisen." Ich warf lebhaft ein, denn ich hatte indessen doch etwas von meiner gewohnten Haltung wieder gefunden: „Ich fürchte mich nicht vor der falschen Stellung, denn von der Welt, das heißt von der Welt, welche ich gut kenne, will ich nicht mehr viel; sie hatte nie viel Charme für mich. Ich habe gute Freunde, sehr viel geistige Interessen, Freude am Reisen, und dann findet man ja immer irgendetwas Nützliches zu tun; vor allem habe ich die Empfindung, meinem Mann kein Unrecht zuzufügen, wenn ich ihn verlasse; er bedarf meiner nicht; ich wäre auch gern bereit, einen Teil meines Vermögens nicht zurückzuverlangen." — „Ich verstehe vollkommen den Weg, den Sie gehen wollen", erwiderte der Justizrat; „ich will auch zugeben, daß Sie Charakter und Verstand genug besitzen, um diesen Weg bis zu einem gewissen Grad ohne zu starke innere Reibungen gehen zu können. Aber es ist meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß es nicht so leicht ist, einen heißen Wunsch ins Praktische zu übersetzen. Wir haben da zwei Dinge ins Auge zu fassen: Erstens Ihre Stellung als geschiedene Frau, die wir nach verschiedenen Richtungen hin betrachten müssen, ehe wir einen Schritt weiter gehen; zweitens die Gründe, die Sie vorzuführen haben, auf die wir die Scheidungsklage begründen können." — Wir — dieses Wir, es traf mich wie ein Schlag — für den Justizrat nur eine gebräuchliche Formel, war

für mich wie ein grelles Licht, das in mein Innerstes hineinleuchtete. Wir — das heißt ich, hatte mir Hilfe geholt gegen meinen Mann. Ein Fremder sollte auf meine Veranlassung hin in allen dunkeln Winkeln und Ecken seines Lebens herumsuchen, und ich sollte ihm dazu helfen, um daraus Waffen schmieden zu können, vielleicht gegen seine Ehre, gegen seinen gesellschaftlichen Ruf, ich, die geschworen hatte, ihn und sein Haus treu zu hüten und zu beschützen! Hatte ich daran nie gedacht? — Der Justizrat hatte mich, während er sprach, prüfend angesehen, unterbrach sich plötzlich und frug unvermittelt: „Gnädige Frau, ehe wir uns weiter einlassen, erlauben Sie mir eine Frage; verzeihen Sie, wenn sie etwas indiskret klingt, aber, um Ihnen richtig raten zu können, muß ich selbst klar sehen. Haben Sie den Gedanken oder die Hoffnung einer zweiten Ehe?" — Wollte der kluge Justizrat in seiner erfahrenen Klugheit vor allem ergründen, ob ich in irgendeiner Weise „zur Öffentlichkeit der Straße" taugen würde? Ich fühlte, wie mir das Blut zu Gesicht stieg: „O nein, nein, dann hätte ich den Mut nicht, mir die Freiheit zu erkämpfen!" Mit einem tieferen, wärmeren Ton als bisher sagte der Justizrat: „Nun habe ich die Klarheit, die ich wünschte; erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, Sie sind nach meiner Ansicht nicht die Frau, einen derartigen Kampf aufzunehmen. Durch Ihre Erziehung gehören Sie zu einer Zeit, der die Öffentlichkeit unseres demokratischen Zeitalters unverständlich war; jede Fiber Ihres Empfindens, Ihres Gewissens, Ihrer Auffassung würde Qualen ausstehen. Wenn ich

Ihnen raten darf, so überlegen Sie Ihr Vorhaben noch einmal recht ernst und eingehend. Ich bin jederzeit zu Ihrer Verfügung und mit meinem besten Willen und meiner ganzen Erfahrung bereit, Ihnen zur Seite zu stehen, wenn Sie wieder zu mir kommen wollen; aber heute möchte ich Sie dringend vor Übereilung warnen." — Die starke, ruhige Stimme fand ein starkes Echo in meinem eigenen Innern; ich fühlte, wie er recht hatte, aber alles, was ich geträumt, ersehnt, was sich in mir aufgebäumt, was in vollstem Aufruhr in mir nach Freiheit schrie, das kämpfte noch; durch eine schmale Türspalte hatte ich in das Land der Sehnsucht hineingeschaut; es lag an mir, die Türe aufzudrücken, und ich sollte schweigend vorübergehen? — Ich stand auf; in diesem Augenblick konnte ich nicht kühl erwägen, ich konnte kaum ein inneres Schluchzen unterdrücken, ich konnte nur dankend dem Justizrat die Hand geben, ich würde seinem Rate folgen. — Und nun stand ich wieder auf der Straße, auf der Straße, wo die heiße Sommersonne brannte, wo fremde Menschen achtlos an mir vorübergingen, allein mit dem tobenden Aufruhr, dem schreienden Herzweh. Wie ich da weiter wanderte, planlos, stumpf — nur das psychische Verlangen nach Kühle, nach Dunkelheit, welche Wege ich da ging, ich weiß es nicht. Da stand ich vor einer Kirche, einige Stufen führten zu dem Portal hinauf; auf diesen Stufen saß eine ärmlich gekleidete Frau mit einem kleinen Kind auf dem Arm, bettelndes Elend, das an der Kirchentür rastete, auf eine milde Gabe hoffend. Warum setzte ich mich nicht zu ihr? Es

kam mir eine Sehnsucht, ihr zu sagen: „Ich bin ärmer noch als du, laß mich neben dir bleiben!" Warum nicht? Da war es wieder die Scheu vor der „Öffentlichkeit der Straße", die wie ein fester Panzer uns umfangen hält. Ja, er hatte recht, der weise Justizrat, dieses zweite Ich — dieses uns anerzogene zweite Ich läßt uns nicht frei; das wird dereinst als Totenkleid in unsern Sarg gelegt, das führt uns in Zucht und Sitte, in Zwang und Ehrbarkeit und guten Manieren, „gebunden durch das Leben". O, die Torheit, die bittere, bittere Torheit! — Und doch ist es wirklich nur das, was uns hält? Ist es das bessere Ich in uns, das sich gegen Zwang und Rücksichten aufbäumt? Ist es das bessere Ich in uns, das nach freiem Ausleben verlangt? Liegt nicht in jeder Freiheit auch der rücksichtslose Kultus des eigenen Ichs? — O Gott, gibt es keinen Ausweg aus diesem Wirrsal? — Die Kirchentür stand offen; ich ging mechanisch durch das dunkle Portal; da war es still und leer und kühl, und der Lärm der Straße folgte mir nicht herein. Ich setzte mich auf eine der abgelegenen Bänke, in gewisser Entfernung eines Seitenaltars, vor dem das Ewige Licht brannte. Wie gut es hier war! Wie eine weiche, kühle Hand auf der heißen Stirn, auf dem quälenden, wirbelnden Tumult der Gedanken. Wie gut es war, nicht zu denken. Eine junge Frau, die früh starb und sehr fromm war, sagte mir einmal: „Es gibt Kirchen, die ganz warm sind vom Beten." Ich hatte das damals nicht verstanden. Jetzt war es mir, als fühlte ich ein Etwas, das mir zu Herzen drang, als hielt ich die

liebe, schmale Hand meiner Mutter in der meinen. — Durch eines der hohen Bogenfenster fiel ein Sonnenstrahl über den Altar, auf den ich lange Zeit gedankenlos vor mich hinschauend die Augen gerichtet hatte, und da war es, als wenn aus lichtem Nebel ein Bild vor mir auftauchte; aus Dämmerlicht und Sonnenstäubchen gewoben, kam es wie aus weiter, weiter Ferne auf mich zu und allmählich festere Gestalt annehmend. Die Nebenfiguren blieben wie durch einen Nebel verhüllt, aber die Braut, die da vor dem Altar kniete, die sah ich mit den Augen des Geistes und den Augen des Herzens. Und dieses Spiegelbild meines früheren Selbst, das sprach mit meiner Stimme das Gelöbnis ewiger Treue dem Priester nach: „For richer or poorer, for better or worse, till death do them part." Und in meiner Seele hallte es nach, was ich damals in vollster Überlegung und Hingabe dem lieben Gott versprochen hatte. — Und diese innere Stimme, die heute schon so oft ganz leise an meine Herzenstür gepocht, die sprach nun so laut, so laut, ich konnte es nicht mehr überhören. Nein, nicht menschliche Gründe, auch nicht menschliche Feigheit hatten mich von dem äußersten Schritt zurückgehalten. Ich war im Begriff gewesen, nicht nur den Menschen, auch dem lieben Gott die Treue zu brechen, und warum? Nicht aus der Verzweiflung heraus, die so manches entschuldigte, nein, nur weil der Weg, den mir Gott vorgezeichnet hatte, mir nicht gefiel: „La diritta via erran smarrita." — Wann hatte ich die ersten Schritte getan, die mich auf den falschen Weg führten? Diese ersten, leisen Schritte,

die man so achtlos geht? Wann hatte ich zum ersten Male nur noch an mich gedacht und nicht mehr an das Wohl und Weh der mir anvertrauten Seele? Wann war ich gleichgültig geworden und hatte gar nicht mehr versucht, die mir fremde Natur zu verstehen? Freundlichkeit durch Freundlichkeit zu gewinnen? „For richer or poorer, for better or worse." — Warum war alles verdorrt und verarmt unter meinen Händen? Warum hatte ich nicht immer und immer wieder versucht, Böses durch Gutes zu überwinden? War all mein „geistig hohes Streben" nicht imstande gewesen, mir den einfachen Katechismus der Liebe zu lehren? — Wie lange diese innere Stimme zu mir sprach, wie lang ich in der dämmerigen Kirche kniete, das weiß ich nicht; wie ich heraustrat, waren die Stufen leer und auf der Straße lagen die weichen, langen Schatten des Abends. . . .

Im Bagno.

Vor einigen Jahren fand ich in der „Revue des Deux Mondes" (1913—15/8) einen Artikel von Goyau: Visions Mystiques dans l'Angleterre du Moyen Age — und wie oft „längst vergangene Bilder in uns schlafen können, bis ein Laut, ein Ton sie weckt", rief diese Chronique aus dem 13. Jahrhundert, die von Gottes unaussprechlicher Güte erfüllt ist, ein Bild in mir wach, das seit mehr als fünfzig Jahren wie eine unlösbar schmerzliche Frage vor mir steht. — Ein Bild und eine Frage. Die Erinnerung an einen strahlend hellen Sommertag des Südens, wo es wie unbarmherzig grelles Licht auf dem Meere lag, unbarmherzig grelles Licht auf dem weißen Sand, auf den stahlblauen, stahlharten Wellen, überall dasselbe heiße, unbarmherzige Sonnenlicht. Und diese Sonne beleuchtete ein Schicksal, wie es sich unbarmherziger kaum denken läßt, — vor dem die Frage steht: Wie durfte das sein?

In den Visions Mystiques erzählt Goyau von einer Klosterfrau, die in England im 13. Jahrhundert als Heilige verehrt, unzählige Menschen getröstet und zum Heiland geführt hatte. Ihre Zelle stand an einem vielbetretenen Weg, ihr vergittertes Fenster, von einem

dicken Ledervorhang verhüllt, war Tag und Nacht bereit für jeden Sorgenvollen, Schwerbeladenen, der des Weges zog. Man läutete an der Pforte des Klosters, und der Vorhang schob sich ein wenig zur Seite. Tausend Schmerzen und Fragen des Lebens wurden von fremden Menschen, wie flüchtige Zugvögel, ohne Namen und Heimat, an diesen fremden Ort gebracht, und für jeden hatte sie nur das eine Wort: „Gott ist gut, alles ist Liebe," — und wie die Chronik berichtet, ging jeder getröstet und voll neuer Hoffnungen von dannen. — Julienne von Norwich war sehr jung ins Kloster eingetreten, war lange Jahre einfach und still ihren täglichen Pflichten nachgegangen, da kam eine schwere Krankheit über sie, und sie erwachte von einem tödlich scheinenden Martyrium — zu dem eigentümlichen Zustand schweren physischen Leidens und helleuchtender innerer Freude, wie es manchen Mystikerinnen eigen ist. Es war ihr bewußt, daß lange Jahre großer Leiden auf sie warteten; sie wußte auch, daß, was sie in diesen Leiden errungen hatte, die wunderbare Gabe hellsehenden, freudigen Schauens der Ewigkeit (le magnifique don de l'au delà), sie nicht für sich behalten durfte. Sie hatte noch lange Jahre zu leben, zu beten, zu schweigen, sie hatte mit den hilfsbedürftigen Seelen zu sprechen, mit den Trostlosen, den Leidenden, den Unruhigen, mit den erstorbenen Seelen. Die Pilger sprachen mit ihr, ohne ihre Züge zu sehen; sie vernahmen ihre Stimme, und aus dieser Stimme klang ihnen das unbeschreibliche Vertrauen in Gottes Güte entgegen, die leuchtende Freude, die ihre ganze Seele erfüllte:

„Gott ist gut, alles ist Liebe, alles wird gut enden!" — Wie ein Echo dieses wunderbaren, geheimnisvollen Wortes klingt es manchmal auch in unsere Herzen, selbst wenn wir dunklen Problemen des Lebens gegenüberstehen, — aber wie oft überwiegt das Zweifeln, wie oft das „Nichtverstehen"! —

An einem heißen Sommermorgen standen wir vor dem großen eisernen Tore des Bagno in Toulon. Zu unserer Linken die reizende Insel Margueritte, die sich in den Wellen spiegelte, das große, weite, blaue Meer, Freiheit, Schönheit, Leben! —

Ich fühlte den Kontrast wie bitteren Hohn, denn ich hatte nicht umsonst Viktor Hugos „Misérables" in mir aufgenommen, und mit von kindlichem Mitleid und Grauen gemischten Empfindungen betrat ich den großen Hof des Bagno. Dieser, zugleich ein Hafen für reparaturbedürftige Schiffe, ist von langgestreckten, niederen Gebäuden umgeben. Es wirkt wie eine kleine Stadt für sich; musterhafte Ordnung, Sauberkeit, gepflegte Sandwege, mit Munitionsvorräten, Kanonenkugeln und dergleichen in symmetrischen Haufen. Einzelne Wächter standen herum, Arbeitergruppen schienen friedlicher Beschäftigung nachzugehen; kaum hörte man das leise Klirren der Ketten, das jede Bewegung der Sträflinge wie ein Echo begleitete. Der erste Eindruck war entschieden ganz anders, als ich erwartet hatte. Der Garde Chiourme, der uns beigegeben war, führte uns zuerst in die großen Arbeitssäle, wo, soviel ich mich erinnere, Munition fabriziert wurde, dann in die Schlafsäle, Eßsäle, Infirmerien, Kirche usw., zeigte uns den enormen,

in sich abgeschlossenen Komplex, in dem das Leben der Sträflinge sich abspielt. Mein Vater hörte dem freundlichen Mann mit Interesse zu; er schien mit einem gewissen Wohlwollen, nicht ganz abgestumpft durch den täglichen Umgang mit all dem entsetzlichen Elend, den unglücklichen Menschen gegenüberzustehen, machte oft treffende Bemerkungen, die wie Schlaglichter kleine Einblicke in einzelne Schicksale warfen. Als wir wieder in den Hof zurückkehrten, kam ein größerer Trupp Sträflinge an uns vorüber und wir konnten die einzelnen näher beobachten. Immer zwei und zwei sind durch leise klirrende Fußketten verbunden. Durch eine Kugel sind diese Ketten zusammengeschweißt; diese Kugel schlägt mit dumpfem Ton hie und da auf; rote und grüne Mützen unterscheiden die zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilten Sträflinge, von denen die einen noch nicht alle Hoffnung verloren haben. Junge und alte Männer zogen an uns vorbei, die meisten etwas gebeugt, die Füße lässig nachschlürfend, ein halb brutaler, halb stumpfer Ausdruck auf den glattrasierten Gesichtern; manche sahen frischer, manche zynischer aus; ein junger Mensch, als Südländer an seinen leichten, elastischen Bewegungen erkennbar, an seinem braunen, schönen Gesicht, in dem das alte Feuer noch nicht ganz erloschen war, fiel uns auf; seine blendend weißen Zähne zeigten ein etwas unheimliches Lächeln, seine rote Mütze saß mit einem gewissen Schick auf dem stolz getragenen Kopf. Unser Führer sah, daß wir ihn mit Aufmerksamkeit betrachteten; „ah, Monsieur," sagte er mit einem vielsagenden Achselzucken: „pour celui-là

c'est une bete feroce; il aimait les belles cravattes, les belles filles, et les beaux coups de couteau, et cela l'a mené loin." — Unser letzter Gang führte zu einem kleinen Haus, nieder, weiß getüncht, mit großen Fenstern freundlich um sich blickend. Der Parterre-Raum als Laden eingerichtet, alles blinkend von Sauberkeit. Hier begrüßte uns ein älterer Sträfling, weiß angezogen, ohne Mütze, ohne Kette, ohne irgendein Abzeichen seines furchtbaren Schicksals. Ein jovial aussehender, großer, breitschultriger Mann, wie ein Händler, mit einem vergnüglichen Boniment auf den Lippen. Da waren die wundervollen Arbeiten zum Verkauf ausgestellt, die aus der Schale der harten Kokosnuß von Sträflingen verfertigt werden; wahre Kunstwerke, mit originellen Zeichnungen geschmückt. Es ist durchsichtiges Filigran, was Künstlerhände aus häßlichstem, härtesten Holz hervorzaubern, und unser Sträfling schien Freude zu haben, Büchsen und Dosen und die verschiedenartigsten Kästchen vorzuzeigen, deren Deckel mit allen Tieren des Waldes und der Apokalypse verziert sind: „Ce sont les detenus de bonne conduite", erklärte unser Führer, die, jeder harten Arbeit enthoben, ihre Zeit mit Schnitzereien zubringen dürfen. — Während wir sprachen, kam ein zweiter Sträfling herein und fing an, die herumstehenden kleinen Kunstwerke wieder in ihren Vitrinen aufzubewahren. Sein Gang, seine Haltung riefen meine Aufmerksamkeit wach, und mein Blick, einmal gefesselt, konnte sich nicht mehr von ihm abwenden. War er jung, war er alt? Ich konnte es nicht entscheiden, — als hätte eine unbarmherzige Hand jeden

Ausdruck des Lebens aus diesen Zügen ausgewischt, — und die Augen, diese toten Augen, ohne Blick, ohne Ausdruck, ohne Seele! Es war ein feines, dunkles Gesicht, eine feine Gestalt mit müden Bewegungen. — Wie wir den Laden verließen, frug mein Vater den Garde Chiourme, wie dieser Sträfling, dessen höhere Bildung nicht zu verkennen war, diesem furchtbaren Los verfallen konnte. Und er erzählte: „Le détenu Nr. 12 stammt aus einer angesehenen Familie aus Grenoble — ‚Gens de robe‘, Staatsbeamte, Richter, Staatsanwälte, von Vater auf Sohn in endloser Reihe; auch der jetzige Sträfling war ein angehender Staatsanwalt; er kam unter den Einfluß eines sehr schönen, jungen Mädchens, arm, ehrgeizig, herzlos, von berechneter Koketterie. Sie strebte nach einer reichen Heirat und verfolgte ihr Ziel mit den raffiniertesten Mitteln. Sie spielte den jungen Staatsanwalt gegen einen Offizier aus. Der Offizier war ihr gewachsen und blieb kühl. Der junge Staatsanwalt, der unter einem sehr geschulten und gemessenen Äußern leidenschaftlichste Eifersucht und leidenschaftlichstes Temperament verbarg, war jung genug, sein ganzes Herz der Geliebten hinzugeben. Eines Tages übermannte ihn die tolle Wut und er erstach seinen Nebenbuhler an dem Ausgang eines Theaters. — In Frankreich haben Volk, Geschworene und Richter in dem letzten Jahrhundert für passionelle Verbrecher einen eigenen Moralkodex erfunden; aber in diesem Falle waren, wie es scheint, Einflüsse am Werk, die alle ethischen und psychischen Milderungsgründe ausschalteten, und erbarmungslos wurde diesmal Mord für

Totschlag gesetzt. Die Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit, das war das einzige, was der Verteidiger erreichen konnte. Das junge Mädchen hatte weder ein Gefühl der Reue noch des Mitleids für das junge Leben, das sie vernichtet hatte. Sie trat nicht als Entlastungszeuge auf; ihr selbst hatte die böse Geschichte sehr geschadet, und ihr zorniger Haß war der letzte Gruß, der aus der Welt der Lebendigen in den Kerker des Verurteilten drang. Und eines Tages schloß sich das Bagno-Tor hinter ihm für immer; er wurde mit einem gemeinen Verbrecher zusammengeschmiedet, und der Abschaum der Menschheit bildete fortan seine Umgebung. In der ersten Zeit war er wie wahnsinnig, so daß man für seinen Verstand fürchtete; nach unbeschreiblichen Qualen kam dann endlich der jetzige stumpfe Zustand über ihn. Halb aus Erbarmen, halb aus Einsicht nahm man ihm die Ketten ab und reihte ihn unter die ‚sanften Sträflinge' ein." — Ich habe den Ausdruck dieser toten Augen nie mehr vergessen können: „Vater der Liebe, war auf deinem Psalter kein Ton seinem Ohr vernehmlich? — Hat sich niemand gefunden, ihm zu sagen: Gott ist gut — alles ist Liebe?" —

„Ihr glücklichen Augen."

„Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehen,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön —!"

Ich weiß nicht, warum dies Lied heute vor mir hersummt? Es ist wohl niemals in Musik gesetzt worden, aber ein Lied ist es doch, und die erste Frühlingslerche hat es jubelnd hinausgesungen mit aller Kraft ihrer kleinen Kehle, und alt, wie ich bin, klingt diese Melodie, dieses frohe Besitzergreifen der Welt und all ihrer Frühlings-Schönheit in mir nach und weckt tausend Bilder und Gedanken, und ich möchte wieder einmal den Menschen zurufen, an all dem Reichtum, den die Natur, den das Leben selbst so verschwenderisch vor ihnen ausstreut, nicht achtlos vorüber zu gehen. Die kleine Lerche, die weiß es besser; jubilierend schwingt sie sich aus den Niederungen in die reine, blaue Luft und sammelt Schönheit; was haben ihre hellen Augen nicht alles in sich aufgenommen! Wir können noch viel, viel mehr Reichtum in uns aufhäufen, denn das ganze Gebiet der Seelenschönheit liegt offen vor uns da, und wir brauchen

nur zu sammeln — mit vollen Händen zu sammeln. — Des Türmers Ruf hat eine Begleitnote, die Goethes Lebensweisheit entspricht; in dem: „Es sei, wie es wolle!" klingt vieles durch, was nicht in die frohe Melodie hineinpaßt. Der Türmer will uns daran erinnern, daß Lerchenflügel über Schatten und Häßlichkeit hinübertragen. „Und sei's, wie es wolle, es war doch so schön!" Das fühle ich lebhaft mit; in einem sehr langen Leben hat mich Häßliches genug gestreift, und sonnenlose Tage haben nicht gefehlt; aber all das Schöne, das uns umgibt, all der Reichtum des Lebens, das war zu überwiegend, um nicht froh dafür zu danken bis zum letzten Augenblick. — Heute tut es mir besonders wohl, von meinem Vorrat an Wärme und Licht zu zehren. Es ist hoffnungslos grau, öd und düster nach allen Richtungen hin — und der graue Stadthimmel schaut trüb auf die schmutzigen Straßen. Ich habe die grauen Stimmungen eigentlich sehr gern; es gibt ein lebensvolles Grau, etwas liebevoll weichanschmiegendes, was häßliche Konturen mildert, und die Ferne träumerisch verschönt. Es gibt ein lichtes Grau, in dem es schimmert und aufblitzt, als hätten sich Sonnenstrahlen darin gefangen, aber diese nasse, schmutzige, banale Häßlichkeit des nordischen Vorwinters! Ich möchte wissen, wie es heute Henriette R. zumute ist, ob ihre rosenrote Laune stichhält. Sie hat wohl andere Anschauungen als meine kleine Frühlingslerche, und ihr Lebensgenuß ist robusterer Art; ist er ganz unabhängig von äußeren Stimmungen? Mein neulicher Besuch bei ihr gehört zu den kleinen Über-

raschungen, an denen das Leben so reich ist! Ich war ihr vor Jahren in südlicherem Klima begegnet; nun hörte ich, daß sie in X. Wohnung genommen hatte und ich bedauerte sie im stillen, denn alt und einsam, wie sie war, mußte ihr die südliche Sonne doppelt fehlen. So trat ich in mitleidiger Stimmung bei ihr ein. Sie kam mir so rosig, frisch, heiter entgegen, und fast ihre ersten Worte waren: „Sie sehen die glücklichste Frau in ganz X. vor sich; ich habe in der Geschwindigkeit diese ausgezeichnet gelegene Wohnung gefunden, in einem Haus, in dem zufällig die charmantesten Leute wohnen, ein sehr geselliger, noch jugendlicher Kreis — und mein Tapezierer ist die Krone der Schöpfung und hat mich in unglaublich rascher Zeit willkommen montiert und, wie Sie sehen, aufs behaglichste."

Nun fing ich an, mich umzusehen und das Werk des Tapezierers zu bewundern. Daß ein Tapezierer in diesen Räumen sich breit gemacht, darüber war kein Zweifel. Alles war neu, alles war banal zum schreien und von einer gewissen modernen „Zusammengehörigkeit", wie man sie an Schaufenstern zu sehen bekommt. — Nicht ein altes Porzellanfigürl — Alt-Wien oder Alt ... sonst was, nicht ein Bild, das zu sprechen vermochte, nicht ein abgenütztes Buch oder ein faniter Arbeitsbeutel! Die etwas auffallend gebundenen Bücher, die den Tisch „zierten" (der einzige Ausdruck für diese Art Literatur!), auch diese sahen dem aufdringlichen Tapezierer ähnlich. Es war ganz bösartig — ich fand es schwer, mich dem Geplauder meiner Bekannten und dieser symphonie en rose anzupassen. Neue Möbel, neue

Wohnung, neue Menschen, und dazu diese so alte, einsame, fröhliche Frau. „It's a funny world my masters", sagt Shakespeare. — Ich nahm mein überflüssiges Mitleid mit nach Hause und unterhielt mich auf dem Heimweg mit Vergleichen zwischen sonst und jetzt. Lebhaft sehe ich die Interieurs noch vor mir, die bis in meine Kinder- und Jugendzeit hinüber eine vielleicht stillose, aber sehr persönliche Eigenart behielten. Schwere, schöne Möbel, teils Empire, teils noch viel älteren Datums, die auch alle etwas Persönliches an sich hatten, wäre es nur durch die Erinnerung an liebe Menschen, denen sie heimatlich nah' gestanden. Chiffonnièren mit alten Porzellanfiguren, kleine Bücherkästchen mit straffgezogenen, verblaßten, dünnseidenen Vorhängen. Sehr viel Tapisserie, oft von gobbelinartiger Feinheit, in abgeblaßten, abgetönten Farben — Stiche, Radierungen, Zeichnungen überall herum zerstreut — alte Reepsakes und kleine Albums, alle unter dem Zeichen einer wunderlichen, sentimentalen Gefühlssymbolik, die so seltsam zu der leichtlebigen — leichtsinnigen, genußhungerigen Generation paßte — einer Generation, die trotz dem Kultus der Erinnerungen und der Tradition, trotz Schmachtlocken und trotz einer gewissen Steifheit der Formen so außerordentlich frohgemut in den Tag hinein lebte. Was hatten eigentlich da „die Tempel der Freundschaft", die Urne der Trauer, die verschlungenen Hände, die flammenden Herzen mit den feingestochenen Mottos ewiger Treue zu suchen?! Und doch war „Stimmung" in dieser Umgebung, und sie paßte zu den alten Menschen wie der feine, zarte Duft der verwelkten Rosenblätter, der über

allem lag und der wie abgetönte Erinnerungen an vergangene Jugendtage, wie eine süße Melodie mitklang. Les roses d'antan! — Man spürte etwas von dem, was dereinst unverwelklich schön gewesen, von dem, was einmal gelebt hatte, und sei es auch nur einen Tag — einen langen heißen Sommertag hindurch; wie ein Schimmer dieses „Erinnerns" lag auch in den lieben alten Augen, die einst so freundlich auf meine Kindheit geschaut —. Es war alles alt, die Menschen und die Dinge — und war doch so vieltausendmal jünger als meine fröhliche Henriette. — Für mich liegt ein feiner, zarter, verträumter Hauch auf dieser längst vergangenen Welt, den ich heute vergeblich suche. In diesem 20. Jahrhundert ist mir das Licht zu grell, die Menschen zu lärmend und selbstbewußt; die Jugend träumt nicht mehr und kritisiert und philosophiert über Dinge, die man besser in Ruh' lassen würde. — Aber diese neue Zeit hat eins voraus vor allen andern Jahrhunderten. Sie hat das Mitleid auf ihr Banner geschrieben, und alles, was krank und alt und gedrückt und gequält unter der Last des Lebens zusammengebrochen ist — das ganze große soziale Elend, da zu helfen, zu lindern, zu bessern, zu erheben, das ist Lebenszweck für sie geworden, und was sie tut, sie tut es so gewiß aus innerstem, engstem Bedürfnis, nicht nur aus Pflicht und oft gar nicht aus religiösem Antrieb. Wenn diese Zeit dereinst aufgerufen werden wird, um Rechenschaft zu geben, so wird sie sagen können: „Herr, ich habe dich oft verkannt, ich habe dich oft verleugnet — aber ich habe redlich und aufrichtig für dich gearbeitet." — — —

„The quality of Mery is not strained
It dropeth like the gentle rain from heaven
Upon the earth, beneath; it is thrice blessed
It blesseth him that gives, and him that takes" . . .

Barmherzigkeit und Mitleid, sie sind nicht ganz dasselbe; obgleich sie beide das göttliche Zeichen auf der Stirne tragen. Ich habe die Empfindung, daß wir arme, kleine Menschen zu klein und arm sind, um Barmherzigkeit ausüben zu können; Mitleid, das gehört zu uns, ist Gnade und Reichtum zugleich und ist so etwas Köstliches, Befreiendes! — Wer hat nicht schon empfunden, was es heißt, wenn man schweren Konflikten, schweren Kränkungen und Bitternissen gegenüber keinen Ausweg zu finden vermag — und plötzlich, durch Gottes Gnade — das große Mitleiden kommt — und das gequälte, arme Herz über sich selbst erhebt — und man nicht mehr das sieht, worüber man gestritten — nur noch den Menschen, der leidet und der Hilfe braucht? Mitleid und Leiden — sie gehören nicht nur dem Namen nach zusammen! Mitleid, das echte, köstliche, gottgesandte, es eilt den aufgehobenen Händen entgegen. Aber auch das Leiden, das viel, viel schlimmere, das keine bittenden Hände hat, das in Verbitterung erstarrt, zu stolz, um nur die leiseste Berührung zu vertragen, die Herzen, die an unheilbaren inneren Wunden bluten, auch zu diesen ärmsten findet das Mitleid seinen sanften Weg. Mitleid scheint mir unpersönlicher als alles irdische Lieben, ja selbst als das Höchste — die Mutterliebe. Selbst im Mutterherzen gibt es hie und da Bitternisse und Enttäuschungen und das schlimme Mißverstehen. Wie der

arme Heinrich im Märchen, gibt es Herzen, die in drei eiserne Ringe eingepreßt worden sind. Das Mitleid kennt diese Ringe nicht, es hat mit keinem persönlichen Empfinden abzurechnen. Klar liegen vor seinem tiefen, traurigen Blick die verwirrenden, verschlungenen Nuancen der menschlichen Selbstquälereien, die unglaublichen Widersprüche, die oft in ganz einfachen Seelen zu finden sind. Das „Verstandenwerden", nach dem die armen Menschen immer verlangen, das kann doch nur das Mitleid geben; nur das göttliche Mit-Leiden hat den Schlüssel auch zu den unerklärlichsten Rätseln; nur das Mitleid begreift, daß es selbst bei entwickelten, hochstehenden Charakteren keine scharf begrenzten Konturen gibt! Wenn man mich alte Frau manchmal als unverbesserliche Idealistin auslacht, so möchte ich immer erwidern, das ist alles nur Sache der Konturen! Dandet, der Dickens sehr nach kommt in der unglaublichen Feinheit des Gemütes, hat das Wort geprägt: „Le Poete c'est l'homme qui a gardé ces yeux d'énfant." Der Idealist, der Dichter und das Kind, das ist ein Trio, das warm zusammenpaßt. Für alle drei gibt es keine harten, häßlichen, festen und feststehenden Konturen, nicht in der Natur — nicht im Menschen. Zu diesen Dreien spricht die Natur in Sturmesbrausen, in Frühlingswehen, mit Vogelsang — in „Bildern und Zeichen": Ist es Torheit? Ist es Reichtum? Ist es ein Strahl der ewigen Schönheit? Ist es eine Hilfe zu größerem „Verstehen"? „Wer könnte atmen, wer hauchen, wenn nicht in dem Äther jene Wonne wäre." (Veda.)

Ich habe einmal einen Föhnsturm am Bodensee

erlebt, einen Föhnsturm bei rotleuchtendem Sonnenuntergang; da mußte ich an Michelangelo denken: „Die Natur ist der Pinsel, mit dem Gott malt." — Wer solche Augenblicke erlebt, weiß, was der Künstler damit sagen will. So einfach die Mittel, so überwältigend die Wirkung! Könnte ich es nur schildern! Es war phantastisch an Farbenreichtum, und doch wie in Nebel gehüllt. Ein grauer Dunst schien aus dem brausenden, schäumenden See aufzusteigen, Horizont und Himmel verhüllend — ein Dunst, in dem verborgene Flammen glühten — wie „wabernde Lohe", ein Dunst, durch den hie und da ein zerrissenes Eckchen Himmel durchguckt. . . . Aber der Himmel war nicht blau; als wenn ein Regenbogen in all seine Grundfarben zerteilt, sich am Firmament ausgebreitet hätte, so flossen Ocker, Gold, Grün und leichtes Gelb durcheinander. Und der See, der sonst träumerisch still blinkende See, in einem Aufruhr von Farbentönen! Jede einzelne sich bäumende Welle schien einen anderen Ton aufgefangen zu haben. Der weiße Schaum dieser gischtgekrönten Unruhe spiegelte sich in flüssigem Gold, und jede einzelne der hochaufspringenden Schaumperlen war ein schillerndes Wunder. Das Mittel so klein, die Wirkung so unberechenbar, ist das nicht auch ein Bild des vielgestaltigen Menschenlebens?

Wintersturm heult um das stille Schloß, heult alte Zeiten aus ihrem Grab heraus — ein langer, langer Zug. Die stillen, großen Räume sind überfüllt von Bildern und Gestalten. Liebe Augen, längst geschlossen, grüßen aus der Ferne. Gestalten ziehen vorbei, in eisiges Todesschweigen gehüllt. Das sind die wirklichen Toten,

die, die das Leben uns geraubt. Über die trennende Stille hinüber dringt kein warmer Ton. Das schmerzvollste aller Rätsel steht in ihrem kalten, leeren Blick, warum mußte es so kommen? Was ist es, was in uns gestorben ist? Hat es nie gelebt? Es ist ein Spukzimmer hier, wie in den meisten Schlössern. Kein tragisches Geschick hat sich darin erfüllt, keine Sünde und kein Mord. Eine unglückliche Frau hat durch einen ungerechten Prozeß ihr Glück und ihre Ruhe verloren — und in sturmgepeitschten Nächten, da wandert sie in diesem Zimmer hin und her, in dem der Prozeß sich abgespielt, und sucht nach einem wichtigen Dokument, von dem ihr Schicksal abhängt, und sie sucht und sucht und blättert unter alten Schriften mit fieberhafter Hast und kann nichts finden und kommt immer und immer wieder und sucht von neuem, immer mit der gleichen Hast und Hoffnungslosigkeit. Mir ist, als müßte auch ich heute suchen und blättern in dem Buch der Vergangenheit und suchen hastig und hoffnungslos nach der Antwort auf die ernste Frage — warum? — Warum spricht der Sturm heute zu mir mit seiner mächtigen Stimme? Warum rüttelt er an zugemauerten Türen, warum rüttelt er am „Unabänderlichen"? — Das böse Wort, das wir damals gesagt — das gute Wort, das wir damals nicht ausgesprochen — werden diese Worte dereinst anklagend vor uns stehen? —

Es ist Winter geworden, weiß und still. Wenn in der Abenddämmerung die Lichter des großen Schlosses aus dem weiten Kreis schneeiger Bäume hervorleuchten, der dünne Rauch der großen Kamine fein und grad

in den hellen Abendhimmel hinaufsteigt, der Mühlbach so klar, dunkel still daliegt — ringsum kein Ton in der reinen, kalten Luft, als hätte ein Zauberwort tiefen Schlaf über die Erde gesenkt — da kommt es mir manchmal vor, als lebten wir in grauer, mittelalterlicher Vorzeit auf einer verschollenen Burg im deutschen Urwald zu der Zeit, wo kein gemeinsames Geistesleben die Völker verband, wo in langen Zwischenräumen fahrende Sänger an das Burgtor pochten und dann viel zu erzählen wußten von Riesen und Recken und wilder Not und dem wunderbaren Menschengeschlecht jenseits der Berge.. . . . Und dann auf einmal knospte und keimte es — und es will Frühling werden — und leise klingen die alten Fragen: Wird auch das Menschenleben zu neuem Frühling erwachen? Durch die ganze Natur geht es wie das Rauschen mächtiger Fittige — der Frühling naht! Er kommt, der belebende Atem, der die Gräser weckt, der warme Sonnenkuß, dem die Blume sich träumerisch erschließt, und alle Vogelherzchen schlagen jung und froh, und die kleinen Kehlchen schmettern und jubilieren: Der Lenz und die Liebe sind da — und in vollen, mächtigen Akkorden, in wunderbarem Sehnen und Regen feiert die neue Liebe ihr neues Auferstehen. — — —

Der Juni mit Lindenduft und Lerchenjubel bringt mir jedes Jahr neue Freude; ich liebe mein sonniges Plätzchen am schimmernden Mühlbach, vor mir weiche, grüne Wiesen, auf die hohe Bäume lange, sanfte Schatten werfen — die kleinen, glitzernden Wellchen treiben ihr lustiges Spiel mit den Ästen der ernsten Trauer-

weiden; ich könnte ihnen stundenlang zusehen, wie sie plötzlich aufleuchten aus ihrer kalten, dunklen Einförmigkeit zu strahlendem Leben, um im nächsten Augenblick wieder unterzugehen; lange Sommerfäden spielen über dem ernsten Mühlbach und Sonnentropfen hängen an den Blättern der Trauerweiden.

Es gibt auch Zeiten, wo der Mühlbach Märchen erzählt, wie sie Blumen und schwankende Gräser und Bäume und Sonnenstrahlen und die weißen, duftigen Sommerwölkchen und der leise rauschende Sommerwind zu erzählen wissen — Märchen, nicht alle nur aus Sonnengold und Blütenduft gewoben. Aus den Tiefen des Mühlbachs da flimmert es manchmal mit gespenstigem Schein, und leise klagend ertönt die alte Sage von dem Schatz, der da unten begraben liegt, den keines Menschen Hand je heben wird, — von einer versunkenen Welt, über die die spiegelglatten Wellen jahraus, jahrein dahingleiten — — —

Erinnerungen.

Die Erinnerungen der Jugend haben keine Perspektive; sie stehen noch mitten im flüssigen Leben und legen sich schmeichelnd als neue Hoffnungen ans Herz. Denn die Jugend will aus der Zukunft ein Ganzes machen; etwas erringen, erstreben, genießen, was Ewigkeitsdauer in sich trägt — irdische Ewigkeit! Dieses unentwegte Hoffen auf irdische Ewigkeit ist der Reichtum der Jugend, aber auch so oft ihr schmerzlich bitteres Herzweh. Sie glaubt und glaubt immer wieder, daß die 365 Tage des Jahres ihr entweder das große Glück bringen müssen, oder daß das einmal errungene Glück jeden Morgen als neues Wunder lichtstrahlend über ihr aufgehen wird. In solch reichpulsierendem Leben ist kein Raum für Erinnerungen, so wie wir Alte sie verstehen. Wir Alte wissen, daß es keine irdische Ewigkeit gibt, und wir danken Gott dafür. Wir wissen, daß von den tausend Blättern des in Sommerschönheit prangenden Baumes kein einziges Blatt dem andern gleicht, und so auch keine Stunde der 365 Tage uns in gleicher Weise anschauen wird wie die vorhergehende, wir wissen, daß, wenn auch vielleicht unser Wollen und Streben ein Ganzes aus unserm Leben zu machen vermag, die wechselnden Stunden — wie die Sommerblätter dem

Spiel des Windes und der Wolken ausgesetzt sind — dem Sonnenbrand und der Winterkälte, dem frühen Frost wie dem ersten Frühlingswehen — wir wissen, daß es keinen Augenblick gibt, den wir festhalten können, und sei er auch noch so schön, daß wie unser Denken so auch jede Phase unseres Lebens nur Stückwerk ist; und so haben wir gelernt, die flüchtige Stunde wie einen flüchtigen Gruß zu betrachten, und schauen auf all die wechselnden Gestalten der Vergangenheit wie auf wechselvolle Bilder zurück, und haben das vor der Jugend voraus, daß wir für gute Stunden herzlich dankbar sind, ohne zu fragen woher — wohin.

„Nun ruht die Welt wie traumverloren,
Und leise wird ihr abgestreift,
Was in des Lenzes Licht geboren
Und in der Sonne Glut gereift."

Ich frage mich manchmal, ob die heutige Jugend, wenn auch sie einmal den Spätherbst des Lebens erreicht haben wird, diese Worte in ihrer tiefen Poesie und friedvollen Resignation begreifen wird, ob auch sie erfahren wird, wie reich das Leben noch sein kann, auch unter dem leisen Fallen der Blätter, auch unter den weißen Haaren, auch von Gräbern umringt? — Ich traue mir kein Urteil zu, denn die heutige Zeit, die Nietzsche vergöttert, die Opern von Richard Strauß bewundert, die Goethes weise Abgeklärtheit als etwas Überwundenes zurücklegt, die eine Literatur verträgt, die nach meinen veralteten Begriffen sich sehr oft am guten Geschmack versündigt, die fast immer der klassischen Ruhe und Reife entbehrt, eine Zeit, die in

ihrem Wissensdurst und Tatendrang das Leben in Millionen von Atome zersplittert, ohne eine Stunde ruhiger Sammlung, ruhigen Denkens festzuhalten, ist mir zu fremd. Eines der merkwürdigen Gedichte Nietzsches gibt mir zu denken: „Dies ist der Herbst, er bricht dir noch das Herz —"

Klingt das nicht wie der Aufschrei eines Todwunden? Und wird diese kranke Zeit, die krank ist, weil es ihr an Beschränkung und Vertiefung fehlt, einen klaren Abendfrieden finden? Doch ich will ja nicht von der Gegenwart reden, ich will die bunten Bilder einer langen Vergangenheit an mir vorüberziehen lassen, will hineingreifen ins volle Menschenleben, das jedem, der mit offenem Herzen, offenen Augen seinen Weg geht, so unendlich viel zu sagen hat, und wie lose Blätter, die der Wind vor sich herjagt — wahllos, ziellos will ich versuchen, lose Blätter in losem Durcheinander aneinanderzureih'n. Es soll kein Ganzes bilden, so wenig das Alltagsleben ein Ganzes zu bilden vermag, es soll von verschiedenartigen Schicksalen berichten, wie sie das Leben bunt durcheinanderwürfelt.

Meine Erinnerungen gehen weit zurück; viel weiter als meine eigenen 70 Jahre. Denn sie reihen sich an die meiner Großmutter an, die, im Jahre 1802 geboren, in ihrer Kindheit die Kosaken der großen napoleonischen Zeit erlebt, wie sie in Böhmen und auf dem Schloßhof von S . . . einquartiert waren und das Herz der Kinder gewannen. Meine Großmutter hat Mutterstelle an mir vertreten, deshalb habe ich ein wenig das Gefühl, auch zu dem Anfang des vorigen Jahr-

hunderts zu gehören. Ihr Erzählungstalent war großartig, man erlebte alles mit. Die Farben leuchteten, die Menschen nahmen Gestalt an und wurden zu alten Bekannten, und wie in den Märchen fingen auch Bäume und Tiere zu sprechen an; so war mir z. B. der berühmte Schimmel meines Großvaters so vertraut wie die treue Vallada aus Grimms Märchen oder das Schlachtroß der drei Haimonskinder. Der berühmte Schimmel, der meinen Großvater als 15jährigen jungen Menschen nach Frankreich getragen, ihn von dort wieder zurückgebracht und in W . . ., das Gnadenbrot genießend, gehätschelt und gepflegt ein sagenhaftes Alter erreichte. — Wie meine Großmutter als junge Frau ihren Einzug in W . . . hielt, war der Schimmel einer der ersten, den sie begrüßen mußte, und ihre Kinder haben noch auf seinem geduldigen Rücken ihre ersten Reitversuche gemacht. Mein Großvater war einer der Pagen, die die Kaiserin Marie Luise nach Frankreich begleiteten, und nach dem Ende der kurzen kaiserlichen Herrlichkeit ritt er wieder in die böhmische Heimat zurück. Der Schimmel, der auf der Herrschaft aufgezogen worden, wurde dem jungen Menschen gleichsam als Vertrauensperson mitgegeben und entwickelte alle Tugend und Klugheit seiner Rasse. Es war ja damals kein kleines Unternehmen, durch das von Kriegen zerwühlte Mitteleuropa hindurchzureiten; auf der Hinreise war mein Großvater dem Gefolge der Erzherzogin zugeteilt, aber auf der Rückreise war er ganz allein nur von einem treuen Diener begleitet. Endlich lag der lange Weg hinter ihnen, und mit wahrer Sehn-

sucht strebten sie am letzten Tag der Heimat entgegen und trachteten trotz zunehmender Erschöpfung vor hereinbrechender Nacht ihr Ziel zu erreichen. Die letzte Strecke führte über einen bewaldeten Hügelrücken, der zum Teil schon zur Herrschaft W . . . gehört. Oben angekommen sah man das heimatliche Tal und auf eine Stunde Entfernung auch das Schloß vor sich liegen; und nun kam das Wunderbare. Der alte Schimmel, trotz der Jahre, die er in Frankreich zugebracht, erkannte die Heimat wieder. Er fing schon im Walde an unruhig zu werden; wie sie aber den Gipfel des Hügels erreichten und man W . . . erblickte, brach er in lautes, freudiges Wiehern aus, und alle Müdigkeit vergessend ging es in atemlosem Trapp dem Schlosse zu. Und dann hat er mit allem und jedem ein ganz persönliches Wiedersehen gefeiert und war wie toll vor Freude, so toll, als eben sein Alter und seine Würde es gestattete.

Das Elternhaus der Großmutter war, wie es dazumal bei großen Familien sich gehörte, ein kleiner Hofstaat, der einen Troß von Dienerschaft, vor allem aber einen den dreizehn Kindern angemessenen Troß von Erziehungspersonal, in seinen weiten Räumen barg. Von den komplizierten und großartigen Verhältnissen eines solchen Herrschaftssitzes können wir uns heutzutage kaum mehr einen Begriff machen, und staunenswert scheint es mir, wie meine Urgroßmutter, eine feine, hochstehende Natur, es fertig brachte, diesem kleinen Reich vorzustehen, allen weltlichen Verpflichtungen und geselligen Freuden zu genügen, die damals

eine recht ernste, oft recht anstrengende Sache waren, ihre dreizehn Kinder nicht zu vernachlässigen und last not least mit dem Erziehungspersonal fertig zu werden, welches eine kleine Welt für sich bildete. Es war ein schwieriges, kleines Volk, dieses Erziehungspersonal! Neben den Hofmeistern und Erzieherinnen waren Musik, Zeichnen, Sprachen und Tanz eigens vertreten, und diese kleine Schar Männlein und Weiblein, unter denen sich Romane abspielten, feindeten sich einander an, plagten sich mit Eifersucht, Neid und allerhand Eitelkeiten. Großmutter erzählte in ihrer drolligen Weise: „Da war kein Tag, an dem sich nicht irgendjemand beleidigt fühlte, natürlich zum größten Gaudium der Kinder.“ Gelernt wurde bei alledem nach unseren jetzigen Begriffen nur das Notwendigste; man las wenig, musizierte sehr vergnüglich, aber ohne ernstes Studium, genug, um kleine Konzerte und Musikstücke aufführen zu können, eine sehr beliebte Unterhaltung der damaligen Zeit. Man malte und zeichnete die reizendsten Federzeichnungen in Stammbücher, die von sentimentalen kleinen Gedichten und Widmungen in feinster Schrift begleitet waren, arbeitete prachtvolle feine Stickereien, lernte die hohe Schule des Reitens und die hohe Schule des Tanzens, und la belle tenue, war durch tausend Etikettefragen gebunden, durch vielerlei Schranken an freier Bewegung gehemmt und war dabei doch voll Frohsinn und Lebenslust! Werthers „Leiden“ und Werthers leidvolle Verneinung des Lebens, an dem Deutschland schon so viele Jahre krankte, haben bis zu den zwanziger Jahren, so viel ich beurteilen

kann, Österreich nicht beeinflußt. Die Napoleonische Zeit war in Österreich noch nicht verklungen; wie ein Rausch von Ruhm und Blut und intensivstem Eigenleben war der Sturm der Kriegsjahre über Europa hingebraust und hatte die Menschheit aus ihren Fugen gerissen. Man lebte kurz, aber man lebte Jahrzehnte in einigen Augenblicken; zwischen zwei Schlachten trachtete man alle Wonnen dieses kurzen Erdendaseins auszukosten; es war ein „Ausleben" in der vollsten Bedeutung des Wortes, man frug nicht nach dem morgigen Tag. Etwas von dieser Trunkenheit vibrierte noch in der Luft beim Wiener Kongreß. Allmählich erst kam die Reaktion, kamen ernstere, schwierigere Verhältnisse; die umwälzenden Revolutionsjahre bereiteten sich allmählich vor. Indessen hatte aber auch die glückliche Jugendzeit meiner Großmutter einen traurigen Abschluß gefunden. Ihr Vater, ein lebenslustiger, jovialer alter Herr, starb noch in den besten Jahren, und nicht lange darauf wurde die so sehr geliebte und verehrte Mutter nebst den beiden ältesten Geschwistern in der Zeit von einer Woche vom Typhus hingerafft. — Das schöne Elternhaus wurde geschlossen, die noch nicht ganz erwachsenen Töchter bis zu ihrer Verheiratung bei verschiedenen Tanten untergebracht.

Wer weiß heutzutage noch etwas von Prießnitz-Gräfenberg? Wer unter den Jüngern des Pfarrers Kneipp denkt zurück an den merkwürdigen Mann, dem die Wasserkur ihr Entstehen verdankt, der Pfarrer Kneipps vielleicht unbewußtes Vorbild war, wie er a selfmade man mit dem merkwürdigen Blick des

Arztes, dem Blick, den man in keiner Schule lernen kann, der die Krankheiten wie mit Divinationsgabe erkennt? Prießnitz war nicht gebildet wie Pfarrer Kneipp. Er war der Sohn eines Hufschmiedes in Freiwaldau in Schlesien. Dieser Hufschmied, wie so mancher seiner Klasse in der damaligen Zeit war, was man heutzutage einen Kurpfuscher nennt, und der junge Prießnitz fing seine Studien bei den Patienten seines Vaters, bei Menschen und Tieren, an. Eine auffällige Begebenheit soll ihn auf den Weg der neuen Heilmethode geführt haben. Zwei scharlachkranke Knaben lagen in demselben Haus in heftigem Fieber; der eine in seinen Fieberphantasien sprang in der Nacht zum Fenster hinaus, fiel in den Schnee, blieb dort liegen und soll durch diese merkwürdige Kur gesund geworden sein, während der andere, mit Betten zugedeckt, in schlechter, eingesperrter Luft, den Tod fand. — In den vierziger Jahren hatte Prießnitz einen Weltruhm erlangt, hatte in Gräfenberg eine Kuranstalt eröffnet, zu der man aus allen Ländern hinströmte; Russen, Polen, natürlich auch viele Österreicher, Ungarn und Engländer bildeten das Hauptkontingent. Die Schar seiner Patienten war, glaube ich, zahlreicher, eleganter als in Wörishofen, trotz aller Schwierigkeiten des damaligen Reisens. Prießnitz aber blieb schlicht und einfach; sein Aussehen war mehr das eines Bauern, nur seine Augen sollen auffallend klug und gebietend gewesen sein. Er hielt eine scharfe Zucht unter seinen Kurgästen, trieb sie zu den frühesten Stunden aus ihren Betten, bei jedem Wetter zu langen

Spaziergängen, ernährte sie meist mit dem von ihm erfundenen Brot, das dem Grahambrot ähnelt, nur schmackhafter und kräftiger ist, mit saurer Milch und derartigen Dingen, die dem verwöhnten Publikum der Badeanstalt manche saure Gesichter kosteten. Durch seine „Roß"kuren ist auch ein Kostüm entstanden, das vielleicht meine Leserinnen als Vorläufer des Sportkostüms interessieren wird: hohe Juchtenstiefel wegen Schnee und Regen, weite Pluderhosen, darüber ein halblanger, faltiger Rock, und eine sehr bequeme hemdartige Bluse, mit Ledergürtel gehalten. Dieses Kostüm wurde nach seiner Erfinderin Lady Bloomer Bloomerkostüm genannt. Es weiß vielleicht auch niemand, daß Blusen bis dahin etwas gänzlich Unbekanntes waren. Die Bluse als solche kam erst durch Garibaldi ins Leben; die roten Garibaldihemden eroberten dann in kürzester Zeit die Welt.

In diesem weltentlegenen Badeort finden wir im Jahre 1847 meine Großmutter wieder; schwere Schicksalschläge hatten die lebenslustige junge Frau sehr verändert, und ebenso wie mein Vater, den der tragische Tod meiner jungen Mutter auch in seiner Gesundheit schwer getroffen, suchte sie etwas Erholung und Kräftigung im Prießnitzschen Zauberkreis. Der ganze Haushalt wurde mitgenommen, und ich trete zum ersten Male als drei Monate altes Kind in die Erscheinung; mein Vater wollte mich nach Prießnitzschem System aufziehen lassen. „Elf Personen für einen handlangen Kranken!" brummte der große Mann, der solche Einquartierungen nicht liebte. Hier blieben wir fast zwei

Jahre. Man hatte eine gewisse Einsamkeit gesucht und fand die große Welt; man hatte die Ruhe gesucht, nicht ahnend, daß das Jahr 1848 vor der Türe stand, und daß die Schreckensnachrichten dieser aufgeregten Zeit niemand verschonten, am wenigsten meine Großmutter, deren Verwandte und Freunde im Bannkreis von Österreich standen. Das entsetzliche Schicksal des Grafen Latour in Wien, den eine heulende Meute in Stücke riß, der Tod der schönen Fürstin Windischgrätz, das gehört alles der Geschichte an; aber wie ist auch das alles jetzt schon vergessen und verklungen! Ich habe auch hier das Gefühl des Miterlebten, so lebendig und schmerzvoll waren die Erinnerungen meiner Großmutter an diese furchtbare Zeit. Wie oft hat sie mir erzählt, wie die Fürstin Eleonore an jenem verhängnisvollen Tag zufällig ein hechtgraues Kleid trug, das in der Farbe an die Uniform des Feldmarschalls erinnerte; auf dem Wege zum Speisezimmer hielt sie sich einen Augenblick an den dichtverhängten Fenstern auf und schob den Vorhang ein wenig zur Seite, um auf die tobende Menge zu sehen, die vor der Kommandantur johlte und schrie. Und in diesem Augenblick traf sie eine Kugel mitten in die Stirn. Sie sank entseelt zurück, aber sie schien so wenig verletzt, daß man nicht gleich an ihren Tod glauben konnte. Nur dies eine, kleine, kreisrunde Loch in der Stirn! In derselben Nacht zog in aller Stille der Feldmarschall mit seiner toten Frau und seinem schwerverwundeten ältesten Sohn hinauf auf den Hradschin, und den nächsten Morgen schauten die Kanonen drohend von der Höhe

herab auf die rebellische Stadt. Damit war der Pöbelherrschaft ein Ende bereitet. — Eine kleine Episode dieser Revolutionstage, die weniger bekannt sein dürfte, will ich hier erwähnen. Graf Leo Thun war damals bei der Prager Stadthalterei angestellt. Die Rebellen drangen bei ihm ein und wollten den Grafen zwingen, gewisse Schlüssel, die seiner Obhut anvertraut waren und die sich in seiner Privatwohnung befanden, ihnen auszuliefern; sie drohten, ihn im Weigerungsfall zu erschießen. Sie erkannten aber sehr bald, daß mit Drohungen nichts auszurichten war. So nahmen sie den Grafen in Haft, während sich ein Trupp in seine Wohnung begab und ungestüm nach der Frau des Grafen Thun verlangte. Nachdem sie bis zur jungen Frau vorgedrungen waren, forderten sie von ihr die bewußten Schlüssel und erneuerten ihre Drohungen, den Grafen im Weigerungsfall zu erschießen. Die junge Frau antwortete mit großer Ruhe: „Das Leben meines Mannes steht in Gottes Hand — die Schlüssel kann ich nicht herausgeben." Schließlich wagten die Rebellen doch nicht, sich am Grafen Thun zu vergreifen, und ließen ihn frei.

In diese Zeit fällt auch eine Katastrophe, welche die Großmutter schmerzlichst mitempfunden, ein herzzerreißendes Schicksal, welches über eine ihrer Schwestern hereinbrach. Tante Marie hatte sehr jung einen Offizier Br. M. geheiratet und war mit ihren drei Kindern und dem Mann, den sie vergötterte, so ganz und vollkommen glücklich. Ihrem weichen, anschmiegenden, liebevollen Herzen, das in seiner rührenden Demut dieses große

Glück als etwas unverdient Köstliches hinnahm, war es auch nie schwer geworden, sich unter die despotisch angelegte, sehr autokratische Natur ihres Mannes zu beugen; auch seinen Jähzorn, der oft maßlos war, nahm sie ruhig hin. In den vierzigr Jahren wurde Onkel M. als Oberst nach Verona versetzt; sie mieteten sich eine kleine Villa außerhalb der Stadt, genossen das gute Klima, ihren hübschen Garten und ihr stilles Familienleben, nicht ahnend, daß das Unglück schon vor der Türe stand. — Eines Tages kam der General zur Truppeninspektion nach Verona. Ich weiß nicht, ob eine persönliche Antipathie zwischen ihm und dem Oberst existierte; jedenfalls muß eine gereizte Stimmung der furchtbaren Szene vorausgegangen sein, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel das Lebensglück der armen Menschen auf immer zerstörte. Nach einer Inspektion, die der General über das Regiment des Onkels abgehalten, stellte er ihn in einer wenig freundlichen Art zur Rede. Das jähzornige Naturell des Oberst fing an, sich aufzubäumen, und er, der durch und durch Soldat war, ließ sich hinreißen, gegen alle Regeln der militärischen Disziplin dem General eine heftige Antwort zu geben. Der General fuhr auf und fuhr ihn heftig an. Das war mehr, als das unglückliche Temperament des Oberst vertragen konnte. Halb sinnlos vor Wut riß er den Säbel aus der Scheide. Man warf sich zwischen die beiden, und so wurde das Schlimmste verhütet. Aber es stand schlimm genug um den armen Onkel. Auf die Festung gebracht, wußte er, daß seine Karriere zerstört, daß Schmach und Schande

seiner harrten. Ob seine arme, sanfte Frau, die in ihrem Glück so kindlich geblieben war, sich nur einen Augenblick Rechenschaft davon gab, was dieses selbstverschuldete Schicksal für eine Natur wie die ihres Mannes bedeuten mußte? Ich denke mir, sie war vor allem überzeugt, es sei ihm schweres Unrecht geschehen, und daß sie an der Hoffnung festhielt, es könne noch alles wieder gut werden, denn sie wußte, daß man sich von vielen Seiten bemühte, dem sonst tadellos dastehenden Soldaten die letzte Schmach, das „Infam-Kassiert-Werden", zu ersparen. Er, der Unglückliche, glaubte nicht an diese Möglichkeit. Es waren schwere, düstere Gedanken, die ihn in seiner Einsamkeit umgaben und ihn mehr und mehr beherrschten. Tante Marie durfte ihn alle Tage besuchen und fand ihn zu ihrem Kummer immer finsterer und finsterer vor sich hinbrüten. Einmal erkundigte er sich plötzlich, ob sie nie verdächtige Gestalten bemerkt habe, die sie in ihrer abgelegenen Villa molestieren könnten. Die Gegend sei doch etwas unsicher. Tante Marie meinte, sie fürchte sich gar nicht, habe auch nichts bemerkt. Bei ihrem nächsten Besuch kam er aber wieder auf seine Sorge zurück und sagte endlich, es würde ihn beruhigen, wenn sie wenigstens eine Waffe bei der Hand hätte; ein blinder Schuß würde genügen, um Alarm zu geben. Nach einigem Hin- und Herreden sagte er schließlich: „Bring mir doch morgen meine Pistolen mit, damit ich sie für dich laden kann!" Kindlich gehorsam wie immer brachte die unglückliche Frau mit großer Vorsicht, die Pistolen versteckend, Waffen und Munition in

die Festung. Am nächsten Morgen hatte sich der Onkel erschossen, und einige Tage später traf die Nachricht seiner Begnadigung ein.

Liebe Tante Marie! Wenn ich an dich denke, so kommt es wie Frieden über mich. Dein liebes Bild, die früh gealterten Züge, das früh gebleichte Haar von dem weißen Häubchen umrahmt, den unbeschreiblich gütigen Ausdruck deiner lieben, klaren Augen, das vergißt man nicht. Als Kind habe ich schon den Zauber gefühlt, der dich umgab! Die kindlich einfache Natur hatte sich durch das furchtbare Schicksal zu einer ehrfurchtgebietenden Seelengröße emporgeschwungen, aber niemand wußte so recht, was damals in dieser zu Tode getroffenen Seele vorgegangen war, damals, als sie die Tiefen des menschlichen Elends durchkostet. Sie war wie wahnsinnig gewesen, monatelang, und selbst für ihre Kinder hatte sie nur den starren, verzweifelten Blick. Da soll ein Geistlicher das erlösende Wort gefunden haben. Er sagte ihr, daß sie, die gleichsam unbewußt die Waffen geliefert, mit denen ihr Mann sich erschossen, nun bewußt der armen Seele zu Hilfe kommen könne. In ihrer großen Liebe hat sie wohl die geheimnisvolle Botschaft von der weltüberwindenden Macht des Opfers verstanden, und ich denke mir, sie hat mit Freude das vollkommene Opfer ihres Lebens gebracht, um die Seele des Geliebten zu retten. Das alles ist zu heilig, um daran zu rühren. — Wir andern sahen nur den heitern Frieden, mit dem sie aus dem Abgrund des Leidens wieder zum Alltagsleben zurückkam. Dieser Friede blieb

sich immer gleich trotz der quälendsten, körperlichen Leiden, und sie wurde 86 Jahre alt, trotz der schwersten Verluste. Es war etwas so ganz eigenes um sie: „Man geht zu Marie wie in die Kirche," sagten viele. Das Merkwürdigste war wohl ihre immer gleiche Heiterkeit, die allem, was das Leben brachte, immer die beste Seite abzugewinnen wußte. Das reizende englische Sprichwort: „There is no dark cloud, without a silver lining" — das erlebte man bei ihr. — Es sind nun mehr als 25 Jahre, seit ich Tante Marie zum letzten Male sah; beim Abschied sagte sie mir: „Gott segne deinen Weg, bis wir uns drüben wiederfinden." — Wenn Tante Marie von „drüben" sprach, klang es ganz eigen, heimatlich vertraut. An diese Abschiedsworte denke ich oft mit großer Zuversicht, wenn kalte Schatten auf den Weg fallen.

Im Jahre 1849 siedelten wir uns am Bodensee an, und ich habe meine Jugendzeit zum größten Teil in der Schweizer Heimat zugebracht. Es waren wohl nur wenig Jahre, diese kurze Jugendzeit, und ich habe kaum ein Recht, von Heimat zu reden; das schöne Wort, das mit dem Begriff des Seßhaften, Althergekömmlichen verbunden ist. — Mein Vater hat eigentlich immer nur „unter Zelten" gelebt, und ich habe mich in England, wie an der Riviera, wie in böhmischen Wäldern, vor allem in der alten Heimat meiner Mutter auch heimatlich gefühlt. Aber nichts gleicht dem Zauber, der den geliebten Bodensee umgab! Der weiche, sanfte, intime Zauber der ewig wechselnden Beleuchtungen, der sanften Linien, des wunderbaren Grüns seiner be-

waldeten Ufer; und das Schweizer Heimweh ist mir im Herzen geblieben trotz der 50 Jahre, in denen ich den Bodensee nur von Zeit zu Zeit wiedersah.

Are not the mountains, waves and skies
A part ot me and of my soul
As J of them? — Is not the love of them
Deep in my heart with a pure passion?

Zwischen 1820 und 1830 hatte sich eine zahlreiche kosmopolitische Gesellschaft an seinen Ufern niedergelassen; besonders waren es alte Anhänger der Napoleoniden, auch rallierte Legitimisten, die sich im Umkreis von Arenenberg angesiedelt, wo Königin Hortense mit wenigen Getreuen einen kleinen Hofstaat hielt. Königin Hortense starb und Prinz Napoleon begab sich auf seine abenteuerlichen Irrfahrten, die schließlich auf dem kaiserlichen Thron von Frankreich endeten; trotzdem blieben manche, denen die Schweiz liebgeworden, am Bodensee haften, und so fanden sich auch in diesem entlegenen Weltwinkel anregender Umgang und lebendige Erinnerungen an eine verklungene Zeit. Arenenberg aber hütete seine Toten. Es liegt wunderhübsch auf halber Höhe des reichbewaldeten Hügels. Die breitvorspringende Terrasse mit den efeuumrankten alten Mauern gibt dem einfachen Haus einen schloßähnlichen Anstrich. Schön ist auch der Blick auf die prachtvollen Buchen, die den hohen Abhang zum See hinunter wie mit einem weichen, grünen Schleier bedecken. Die unteren Äste, die ungehindert einen riesigen Umfang erreichten, sehen Trauerweiden ähnlich, und traurig ist auch die Stimmung, die auf allem liegt.

Wenn man in das stille Haus eindringt, weht es einem eisig entgegen and talks of graves and epithaphs. Im Salon der Königin Hortense ist ihr Bild; sie sitzt bei einer Abendlampe an einem kleinen Tisch, ein Buch vor sich. Der Lampenschirm wirft einen tiefen Schatten auf Stirn und Augen; es ist ein stilles Bild — herb und zurückhaltend im Ausdruck, sagt es soviel. Man könnte es stundenlang ansehen. Wie mag es in der Seele dieser leidenschaftlichen Frau ausgesehen haben in der totenstillen Einsamkeit? Herausgerissen aus der glänzenden Pracht, aus dem üppigen Genußleben der Napoleonischen Ära, allein, von so vielen verlassen — und nichts mehr vor sich, keine Zukunft, keine Hoffnung, nichts mehr vor Augen als die sanften Umrisse des stillen Bodensees! — Es ist noch ein anderes ergreifendes Bild in Arenenberg. Nur ein Stich, und wenn man ihn betrachtet, hat man das Gefühl, als wenn nur diese düstere, farblose Stimmung zu diesem Stich, der wohl symbolisch aufgefaßt werden muß, passen könnte: Napoleon auf einem Felsenriff sitzend, von der Meeresbrandung umtost, seine merkwürdigen Augen mit dem tragischen Ausdruck ins Weite gerichtet.

Das milde Klima des Bodensees ermöglichte es meinem Vater, große Gärten anzulegen. Das alte Zollikoferische Schloß, das er erstanden, eignete sich merkwürdig dazu, um von Warm- und Kalthäusern gleichsam ausgefüllt zu werden, und so lebten wir unter den Pflanzen der verschiedensten Zonen. Auch Glashäuser gab es genug, Obsttreibereien und dergleichen.

Genußreicher selbst als die Victoria-Regia war das kleine Kaktushaus, das unscheinbar dalag, von unscheinbar aussehenden, knorrigen, häßlichen Dingern bevölkert. Und doch war es dieses Haus, das ein Wunder barg. Wer von meinen Lesern kennt die Kaktus-Grandiflora? Das ist keine Blume, das ist ein Erlebnis, und etwas, was man außer in den Tropen nur erleben kann, wenn man ein Kaktushaus besitzt. Aus dem knorrigen, kurzen, häßlichen, etwas dicken Stamm entwickelt sich eine der wundervollsten Blüten, die ich je gesehen, und ich bin, wie gesagt, in Blumen aufgewachsen, und diese Blüte entfaltet sich in einer Stunde und blüht nur eine Nacht. Das war immer ein Familienfest bei uns. Um 6 Uhr abends wurde der Kaktus in die Bibliothek gebracht und mit Spannung saß man davor und betrachtete die eine dicke, längliche, herunterhängende Knospe, von graugrünen langen Deckblättern verhüllt, unter denen ganz an der Spitze elfenbeinfarbige schmale Blättchen hervorschauten. Langsam fingen nun diese Deckblätter an, sich zu heben; mehr und mehr sah man die schmalen, zungenartigen, weißen Blütenblätter erscheinen, immer rascher vollzog sich das Wunder, und wie eine weiße, große Sonne mit zartgelblichen Staubfäden im Herzen, die einen süßen Vanilleduft verbreiteten, stand die Blüte aufrecht da! Und den nächsten Morgen hatte sich Aschenbrödel wieder in ihr unscheinbares, häßliches Gewand gekleidet.

In diesen Jahren fingen die Eisenbahnen an, wie Pilze aus dem Boden zu schießen, und ich erinnere mich

dunkel auf meine erste Fahrt. Aber man muß nur nicht glauben, daß dieses Fahren mit dem Fahren von heute verglichen werden dürfe. Man fuhr z. B. von Lindau nach Prag über Augsburg, Leipzig, Dresden mit dreimaligem Übernachten. Die „Drei Mohren" in Augsburg waren die vergnügliche Etappe auf dem langweiligen Weg. Um an die Riviera zu gelangen, ging es über Genf, Lyon, Marseille nach Nizza. Von Nizza fuhr man die herrliche Corniche im Vetturin, und es ist ewig schade, daß man das jetzt nicht mehr tut. Nur die Route Paris—London war tadellos, und in England selbst gab es sehr früh die richtigen Expreßzüge. Auch die Linie Romanshorn—Winterthur—Zürich stand bald im Weltverkehr, nur gab es längeren Aufenthalt in größeren Stationen. In Winterthur wurden wir bei den öfteren Fahrten nach Zürich nach und nach aufmerksam auf einen Mann, der als Packträger fungierte und sehr wenig wie ein Packträger aussah. Es war ein großer, kräftig gebauter Mann, leicht gebückt, mit etwas ergrautem Haar und Bart; über den feinen Zügen lag eine Maske von Ausdruckslosigkeit; der Blick schien nach Innen gekehrt, die Bewegungen waren langsam und gemessen. Das Ganze machte den Eindruck eines außergewöhnlichen und eines gebildeten Menschen. Mein Vater erkundigte sich schließlich bei einem Winterthurer Bekannten. Der wurde ernst und sagte: „Ja, das ist ein außergewöhnlicher Mensch, und außergewöhnlich ist auch sein Schicksal. Er stammt aus einer gebildeten Familie, seine Eltern starben früh; er trat mit einem hübschen Vermögen ins Leben ein,

kam in schlechte Gesellschaft, sank von Stufe zu Stufe und hat sich schließlich zu einem Meineid hinreißen lassen, der einen andern ins Unglück stürzte. Der bedauernswerte Mensch verbüßte seine Strafe und kam verwandelt aus dem Zuchthaus zurück. Er hatte das Gelübde gemacht, als Sühne für den Mißbrauch seiner Zunge nie mehr ein Wort zu sprechen und als Sühne für die Genußsucht, die ihn verdorben, in Zukunft sein Brot zu verdienen, und zwar durch seiner Hände Arbeit. Man verschaffte ihm diese Stelle als Packträger, in der es relativ am leichtesten für ihn war, sein Gelübde zu halten — und er geht nun schon an die zwanzig Jahre seinen stummen Weg."

Die verschiedensten Menschen gingen bei uns aus und ein. Mein Vater wie meine Großmutter hatten die große Liebenswürdigkeit — die geschulte Liebenswürdigkeit der alten Zeit —, die so sehr verschieden ist von der freundlichen Familiarität einer späteren Periode, die immer in gewissen Grenzen und Formen bleibend, doch so sehr verstand, einen Besucher à son aise zu setzen, und für die eine gewisse Art von allgemeiner, verbindlicher, mehr oder weniger anregender Konversation so gewiß zu den ersten Regeln der Salonbildung gehörte. Natürlich ist das nicht mit dem französischen esprit zu vergleichen, wie er in dem Salon der alten Marquise Crénné, unserer Nachbarin, herrschte! Obgleich ich noch ein Kind war, hörte ich oft mit Genuß diesem brillanten Salonfeuerwerk zu, dem bei allem scharfen Witz doch ein gutmütiger Ton zugrunde lag. Auch Engländer kamen uns besuchen, die paßten dann

manchmal drollig in das französische Milieu. Unvergeßlich ist mir eine Szene, d. h. eine Konversation, die ein Engländer mit dem alten Marquis Crénné versuchte. Der Engländer war viel gereist, aber ein absoluter Insulaner, was Sprachen betrifft, half sich aber tant bien que mal doch weiter. Nun versuchte er, dem alten Herrn folgendes zu explizieren: „Je été oune ane en Italie, et je resterai oune ane en Suisse." — Das Reizende war die Art, mit der der alte Marquis, noch ganz ancien régime, diese Enormität hinnahm. — Ein selten angenehmer Mensch war ein Graf Zeppelin, ein Onkel des berühmten, er war doppelt interessant wegen seiner Blindheit. In österreichischen Diensten stehend, hatte er, glaube ich, bei einer der italienischen Schlachten durch den Luftdruck einer Kanonenkugel, die ihn niederwarf, ohne ihn zu verwunden, das Augenlicht verloren. Man merkte kaum, daß er blind war, so schön und klar waren seine Augen; auch bewegte er sich mit großer Sicherheit und war ein heiterer, anregender Gesellschafter. — Gelehrte und Professoren waren auch bei uns heimisch; ein Gast, der oft wochenlang blieb, war Professor Moleschott, und seine Besuche waren ungemischte Freude für uns Kinder. Wenn ich an die Spaziergänge mit ihm denke, so kommt mir immer das bekannte Axiom in den Sinn, daß das Allerbeste gerade gut genug ist, um auf Kinder zu wirken: Geheime, tiefe Wunder öffnen sich, wenn man an der Hand eines so großen Naturforschers die Welt durchwandert! Wie wurde alles belebt, alles neu und wunderbar, wenn

er es erklärte! Was machte er nur alles aus der einfachen Viola mirabilis, die man als nichtriechendes Veilchen wenig beachtet! Wie zart nahm er jedes feine Moos, jedes Blümchen in seine großen, fleischigen Hände! Er war so komisch, dieser Kontrast zwischen dem großen, sehr korpulenten Mann, der wie ein dicker Holländer aussah, und seinem so feinentwickelten Schönheitsgefühl. Seine Erscheinung war wenig schön, aber der Kopf mit der mächtigen Stirn und der Ausdruck seiner so außerordentlich gescheiten kleinen Augen retteten das Ganze. Und während er uns Baum-, Strauch- und Erdformationen erklärte, zitierte er ganze Abschnitte aus Faust, Dante, Shakespeare, Homer und wurde plötzlich sentimental wie ein Backfisch über irgendein liebes, kleines, deutsches Lied! Das Wunderland par excellence war aber das Mikroskop. In unserer Nähe war ein kleiner Froschteich mit grünem, schleimigem Wasser. Von diesem Wasser brachten wir Kinder mit der größten Behutsamkeit eine kleine Tasse voll zu den Mikroskopstunden. Ein Tropfen dieser grauslichen Flüssigkeit kam auf die kleine Glasplatte, und nun durften wir hineinschauen! Wenn das nicht ein erlebtes Märchen war, was sich alles da drinnen bewegte? Eine ganze Welt von kleinen, unruhigen Lebewesen waren in diesem Tropfen zu Hause; am lustigsten war ein kleiner, kreisrunder Kerl, der beständig aus einer Ecke in die andere fuhr: „Das verdammte Rädertier," brummte der Professor, „das stört jede Beobachtung." Das Ding hatte sogar einen Namen!

Und wenn man dann die Augen vom Mikroskop wegnahm und den Tropfen betrachtete, der so unscheinbar und schmutzig auf der Glasplatte lag, da ging einem eine Ahnung auf von all dem, was wir nicht wissen. — Moleschotts Gedächtnis, wie sein Sprachentalent, waren etwas Unglaubliches. Im Jahre 1862, auf dem Rückweg von der Riviera, fanden wir ihn in Turin etabliert, wo er als Professor der Naturwissenschaften italienisch dozierte.

Auf dem Heimweg hatten wir eine lustige Fahrt über den kleinen Bernardin. Von Chiavenna aus ging's im Omnibus bis zur Schneegrenze; da wurde man in zweisitzige, ganz niedere Schlitten gepackt. Der Kutscher hockte vorn auf einem bockähnlichen Sitz, fast unter dem Pferd, das die Größe eines Elefanten zu haben schien, so hoch stand es ober uns. Und dann fuhr man im raschesten Tempo durch die wundervolle Schneelandschaft; die hohen Schneeberge schauten auf den Weg herab, der manchmal durch meterhohe Schneewände und unterhaltende Schneetunnels führte; zuletzt ging es rasend schnell hinunter nach Chur. In der Nacht hatte man die kleinen Schlitten bestiegen und fuhr dem Tag entgegen. Wer es je gesehen, der weiß, daß keines Menschen Worte es zu schildern vermögen, wie das rosige Dämmern über dieser Bergwelt erwacht! „Hinaufgeschaut! Der Berge Gipfelriesen verkünden schon die feierliche Stunde." Auf den höchsten Gipfeln da beginnt's so leise, so zart, so duftig, erst ein rosiges Schimmern, dann ein heller, kräftigerer Ton, ein allmählich tieferes Färben der Schneekolosse,

und dann auf einmal, blendend und siegreich, bricht der erste Sonnenstrahl zwischen den Bergspitzen hindurch, und der Schnee beginnt zu leuchten, als hätte er sein eigenes Licht, und man fährt durch ein glitzerndes Wunderland! Du liebe Schweizer Heimat, wie bist du so schön!

Im Toilettezimmer meines Vaters hing ein kleiner, dunkler Stich, der auch von einer Bergwelt erzählte, auf der aber kein Sonnenlicht lag. Dunkle, hohe, kahle, harte Felsen umgeben einen düsteren Bergsee, den sie gleichsam von allem Licht abschließen. Mein Vater sprach nur selten von den schmerzlichen Erinnerungen, die dieses kleine Bild in ihm wachrief. Durch ein trauriges Verhängnis hatte seine einzige, geliebte Schwester in diesem kleinen, in den Pyrenäen versteckten Lac de Gove ihren Tod gefunden. Er hatte eine reizende Miniatur von der jungen Frau — mit lachenden, blauen Augen. Sie hatte einen Freund meines Vaters geheiratet, mein Vater hatte frohgemut an der Hochzeit teilgenommen. Das junge Paar fuhr in dem damals üblichen großen Reisewagen, eine Art kleines Haus auf Rädern, das allen möglichen Komfort in sich barg — Kourier und Jungfer auf dem hohen Rücksitz, der ebenso gebräuchlichen Kontinentaltour entgegen. Sie fuhren durch Frankreich nach den Pyrenäen, wo sie am Lac de Gove, auf den sie durch den obenerwähnten kleinen Stich aufmerksam gemacht worden waren, einige Wochen zubringen wollten. Sie schrieben begeistert von dem Wandern durch Frankreich; es war das damals so ein ganz anderes Ding, das Fahren durch ein schönes Land,

kreuz und quer, after one's own sweet will, nicht an langweilige Schienenwege gebunden, etwas, was heutzutage durch die Automobile eine Art Auferstehung feiert. Der Lac de Gove war keine Enttäuschung; sie waren entzückt von seiner düsteren Schönheit, den tief blauen Wassern, die oft ganz schwarz gefärbt, sich bei starkem Windstoß in weißen, tosenden Gischt verwandelten. Er war ganz eigen, dieser einsame Bergsee, oft totenstill daliegend, dann zu plötzlicher Wut aufgepeitscht. Von drei Seiten eingeschlossen, ist er nur an einer Stelle den in den Bergen so oft eintretenden plötzlichen Stürmen zugänglich, ein Ort, wie geschaffen für ungestörtes Glück. Das junge Paar vergnügte sich natürlich auch mit Fischen und Kahnfahrten; sie wurden oft von den Fischern, die die tückischen Launen ihres Sees kannten, vor längeren Touren gewarnt. In ihrem jugendlichen Übermut fuhren sie dann an einem Tage, an dem der Himmel drohend aussah, trotz aller Warnung ohne Schiffer weit in den See hinein, und der gefürchtete Windstoß brauste plötzlich daher, und in wenigen Minuten war der Kahn umgestürzt, und die zwei armen jungen Menschen rangen um ihr Leben. Und keine Möglichkeit, rasch zu Hilfe zu kommen! Die entsetzten Fischer sahen, wie sie beide immer näher den schroffen Felsen des gegenüberliegenden Ufers zugetrieben wurden, wo keines Menschen Fuß je Halt gefunden; und bis sie ihr Boot freigemacht, war schon der junge Mann in den Wellen verschwunden. Eine Weile noch hielt sich die junge Frau über Wasser. In den merkwürdigen Ballonärmeln der damaligen Zeit, die mit

Stahlreifen ausgestattet waren, hatte sich die Luft gefangen. Aber bis es den Fischern, die gegen den wütenden See zu kämpfen hatten, gelang, die Stelle zu erreichen, war auch dieses junge Leben von den Wellen verschlungen worden. Erst den nächsten Tag konnte man die Leichen bergen. Die furchtbare Nachricht traf meinen Vater in Schweden; er eilte nach Frankreich, fand die lieben Toten in einem stillen, freundlichen Friedhof provisorisch beigesetzt und brachte sie schweren Herzens nach England zurück, denselben Weg, den das junge Paar drei Monate zuvor frohgemut gewandert war.

Eine der genußreichsten Reisen meiner frühen Jugend war eine Fahrt den Rhein hinab nach Holland. Erst ein Aufenthalt im Rheingau, ein Wandern durch die lieblichen Seitentäler, die so selten ein Touristenfuß betritt, ein köstlich faules Leben an den Ufern des Rheins, ein Bummeln auf kleinen Dampfern, auf kühlen, grünen Fluten bei Sonnenuntergang und Mondenschein. Es ist ja alles ein bißchen Kleinmalerei; aber wer frägt danach, wenn es Frühling ist, wenn die prachtvollen Buchenwälder im ersten, zarten, hellen Grün prangen, wenn der süße Duft der blühenden Reben die Luft erfüllt! Und die warmen Frühlingsnächte, in denen die Nachtigallen schlagen, in denen Hunderte von Glühwürmchen wie irrende Funken lautlos umherschwirren! Ob in der hastenden Gegenwart wohl jemand noch die Muße findet zu so stillem, intimem Zusammenleben mit der uns umgebenden Schönheit? Die lange, langsame Dampfschiffahrt bis Holland, die

wäre, glaube ich, den heutigen Nerven ganz unmöglich. Mir wurde es nicht zu lang; es war wie ein langsames Eingeführtwerden in das holländische Land, in dieses eigentümliche Ineinanderfließen von grüner Ebene und graugrünem Meer — le charme des grands espaces und der abgetönten Farben. Auch in Holland war es Frühling; Frühling durch die unendliche Fülle üppigen Grüns. Das Meer und die ehrwürdigen alten, grauen Städte bilden die Folie dazu. Nirgends sieht man Tod und Leben so nah beieinander als in dem merkwürdigen Land, dessen große Vergangenheit tot scheint, und doch so kräftig-tüchtiges Leben erzeugt. Wie ergreifend spricht das stille Grabmahl Wilhelm des Schweigers von dem, was unsterblich ist! Das stille, tote Delft hütet seinen großen Toten, und draußen pulsiert das warme, starke, selbstbewußte Leben des Volkes, das er geschaffen und das in dem unermüdlichen täglichen Ringen ums tägliche Dasein täglich seine Kraft verjüngt und stählt.

Drei Kriegsjahre fallen in meine Jugendzeit und haben mir nur schmerzende Erinnerungen zurückgelassen, mit denen ich diese Blätter nicht beschweren will. „Politisch Lied ein garstig Lied." Unverständlich war mir der neue Geist, den die neue Ära einleitete. Durch meinen Vater in den alten Toryprinzipien geschult, war das Paktieren mit der Revolution, noch dazu mit der gekrönten Revolution, etwas, mit dem ich mich nicht zurechtfinden konnte. Und wenn ich je ein jugendlich unklares Schwärmen für den sogenannten Liberalismus empfunden, so würde mich die Kommune wie

der Kulturkampf gründlich davon kuriert haben. Ich hatte mich indessen nach Deutschland verheiratet; aber auch die neuen, verschiedenartigen Einflüsse, die mich dort umgaben, und später das langsame Reifen des Alters vermochten nicht, mich an den Anschauungen meines Vaters, an dem Festhalten an Autorität, ererbtem Recht und ererbten Traditionen irrezumachen. Aber wenn ich auch von den Kriegen nicht reden will, so möchte ich doch einige Erlebnisse geistiger Natur — wenn man das so nennen kann —, die mit dem Jahre 1870 zusammenhängen, erwähnen. Ich will nicht trachten, sie zu erklären. Aus rätselhaften Gebieten, die uns rätselhaft umgeben, fällt hie und da ein Schatten auf unsern Weg wie ein loses Blatt, das der Wind verweht — woher, wohin? Manchmal sind es Mahnungen, die Gottes Gnade zuläßt, manchmal vielleicht die direkte Einwirkung einer Seele auf eine andere. Es hat mich in meinem langen Leben manches Derartige gestreift; aber ich möchte gleich im voraus betonen, daß diese leisen Berührungen nichts gemein haben mit Geistersitzungen und Tischrücken und derlei häßlichem Spuk, von dem die Mitte des 19. Jahrhunderts voll war. Das sind Dinge, die mir immer wie eine Entweihung geliebter Toten erschienen sind; und mein Vater hatte noch einen stärkeren Ausdruck für diese Erwerbsbranche. Erinnert sich heute noch jemand an den in den fünfziger und sechziger Jahren so berühmten Spiritisten Hume? Während eines Winters, den wir in Nizza zubrachten, war alles in wilder Begeisterung über seine séances. Gegen seinen Willen wohnte mein Vater

einer solchen Sitzung bei. Ein Bekannter hatte ihn fast gezwungen, mitzugehen, trotzdem mein Vater ihm versicherte, es würden in seiner Anwesenheit gewiß keine Geister erscheinen. Und so war es auch. Nach einer halben Stunde erklärte Hume die Sitzung für geschlossen, er fühle einen ihm feindlichen Willen unter den Zuschauern. Die Geister, von denen ich reden will, kann man nicht beschwören; es sind unerklärliche Seelenvorgänge, in denen Antwort, Frage, Vorbedeutung liegt, wie ein leises Klopfen an der Herzenstür, wie ein Grüßen aus weiter, weiter Ferne.

Nach der im Juli des Jahres 1870 erfolgten Kriegserklärung kamen einige Wochen anscheinender Ruhe, wo nur leichtes Geplänkel, Patrouillengefechte und derartiges gemeldet wurde. Man sprach viel von einem möglichen Einfall der Franzosen in Süddeutschland, aber im ganzen lebten viele von uns noch so ziemlich sorglos dahin. So war auch in der uns naheliegenden Stadt ein Diner mit verschiedenen Diplomaten verabredet, dem ein Abend im Zirkus folgen sollte. Das Diner verlief sehr ruhig, man hatte alle Kriegsgedanken möglichst vor der Tür gelassen. Auch ich hatte keine persönlichen Sorgen mitgebracht und überließ meine Gedanken der heiteren, anregenden Atmosphäre um mich her. Da kam auf einmal eine unerklärliche Traurigkeit über mich, es war wie eine Flut, die langsam stieg, eine unbeschreibliche Angst und Unruhe. Ich suchte gegen diese Stimmung anzukämpfen, aber es war mehr als Stimmung, es war wie eine fremde Macht, die mein Herz zusammenpreßte,

und nach einiger Zeit wurde mir so elend zumute, daß ich mich bei der Hausfrau entschuldigte und meinen Mann bat, mich nach Hause fahren zu lassen. Gegen Abend, in der ländlichen, grünen Stille, legte sich die quälende Angst. Aber es blieb mir eine Erinnerung, die fast wie eine Erwartung war. Eine Woche später erhielt ich folgenden Brief einer Jugendfreundin: „Weißt Du es schon, daß unser gemeinsamer Freund W. bei einem Patrouillenritt gefallen ist? Du hast ihn in den letzten Jahren aus den Augen verloren, aber er hat Dich nicht vergessen, und ich bin überzeugt, daß er in seinen letzten Stunden noch an Dich gedacht hat; er ist in den Mittagsstunden des ... Juli tödlich getroffen worden und erst gegen Abend verschieden." — Mehrere Sommer- und Herbstwochen dieses Jahres brachte ich bei meiner Freundin C. auf dem Lande zu. Mein Mann war im Dienst des Roten Kreuzes in Frankreich. Ich sorgte mich um ihn und um manche liebe Verwandte und Freunde. Merkwürdigerweise machte ich mir um einen derselben, der mir auch verwandtschaftlich sehr nahestand und der im geheimen mit meiner liebsten Jugendfreundin verlobt war, gar keine trüben Gedanken, am wenigsten in den letzten Tagen vor Sedan, wo man bei uns auch nicht das Gefühl einer nahe bevorstehenden Schlacht hatte. In dem Schloß meiner Freundin C. bewohnte ich alle Jahre dieselben Zimmer; ein kleines Jungfernzimmer bildete den Eingang zu meinem großen Schlafzimmer, daran anstoßend war noch ein leeres, großes Zimmer, das mit dem meinigen, welches keinen direkten Eingang

besaß, durch eine Tür verbunden war. In der Nacht des 1. September — hatte ich schon geschlafen oder war das Ganze nur ein Traum? — sah ich die Tür vom Jungfernzimmer langsam aufgehen; eine tief verhüllte, ganz in Schwarz gekleidete Frauengestalt kam auf mich zu, und wie sie vor mir stand, erkannte ich die Braut meines Vetters; sie schaute mich tieftraurig an und ging, ohne zu sprechen, langsam durch mein Zimmer hindurch und verschwand in der gegenüberliegenden Tür. Den nächsten Morgen fuhren die Schloßfrau und ich in die benachbarte Stadt, alle Fahnen wehten im Wind, alle Glocken läuteten, Festjubel in allen Straßen! Die Schlacht von Sedan war geschlagen worden, und der Tod hatte mir den lieben Freund geraubt.

In diesen leichtgeschürzten Erinnerungen ist kein Raum für ernste Tagesfragen, aber es schadet vielleicht nicht, in Erinnerung zu bringen, daß die siebziger Jahre noch andere Umwälzungen als politische und finanzielle mit sich brachten, besonders in deutschen Landen: eingreifende Umwälzungen auf dem Gebiet der Literatur, und von ihr beeinflußt auch in den Anschauungen und der Geschmacksrichtung der jungen Generation, und auch in Tiefergehendem. Wir Alten können es beurteilen, welcher Abgrund zwischen den Jahren liegt, in denen Zola seine ersten Romane in die Welt hinausschickte, und der sogenannten „guten alten Zeit". Man wird mir vielleicht erwidern, daß noch niemals ein schlechtes Buch einen schlechten Menschen noch schlechter gemacht oder einen guten Menschen verdorben hat.

Aber jeder Lebenserfahrene weiß, was es für Folgen hat, wenn man z. B. von all den dunkeln Seiten des Großstadtlebens die verhüllenden Schleier wegzieht und sie in ein öffentliches Gesprächsthema umwandelt; wenn die Jugend nicht mehr vor dem Häßlichen und Gemeinen geschützt wird und wenn es nur ein Buch gewesen wäre! Aber die siegreiche Laufbahn von Zolas „Nana" erzeugte eine sich stetig mehrende Brut. Und man warf sich auf diese Bücher, jung und alt, als hätte es bis dahin keinen Lesestoff in der Welt gegeben — nicht nur um sie zu lesen, auch um sie zu kommentieren, darüber zu philosophieren —, kurz, es wurde eine tiefeingreifende Umwertung aller Begriffe. Lady Blennerhassett sagt in einem Essay über Chateaubriand so vortrefflich: „Die Literatur ist ausgezogen, um auf Grund der neuen Psychologie das gelobte Land der Zukunft zu suchen. Vergebens ist der Weg nicht gemacht worden. Seit fünfzig Jahren führt er in unbekannte Gegenden, zuweilen in weite Fernen, viel öfter in ganz naheliegende Regionen, wo vor ihm die Kunst nie den Fuß hingesetzt hatte. Wie von der Leinwand des modernen Malers, so verschwinden aus dem modernen Buch die Idealbilder, welche die Seelen der alten Meister mit der Wonne des Schönen beseligt hatten. — Der Realismus und seine Vollendung, der Naturalismus, stiegen von der Höhe der Zivilisation, der Kultur und der Bildung bis zu Aufenthalten, die man früher zu nennen vermied. Die Gosse wurde ein Lieblingsort, schmutzige Füße trugen schmutzige Menschen in die Werke der tonangebenden Schriftsteller. — Das in vielen Fällen

nur vorgebliche, fast durchaus mißverstandene Mitleid mit den Elenden und Enterbten sagte fälschlich voraus, daß Menschen, die in Kohlengruben leben, auch schwarze Seelen oder in Ermanglung derselben doch die Sensationen von Bestien haben müssen. Armut wurde mit abstoßender Häßlichkeit verwechselt, an die Stelle des Grauens trat der Ekel. Unter dem Vorwand, „das menschliche Dokument" mit mikroskopischer Treue wiederzugeben, schuf man Ungeheuer als Typen. Die Menschen wurden so widerlich abstoßend, daß die erschöpften Nerven z. B. über Germinal das Gleichgewicht verlieren und der gequälte Leser zu seinem Entsetzen bemerkt, wie seine Teilnahme sich dem alten Schimmel zugewendet hat, der in dieser zynischen Gesellschaft der Bemitleidenswerteste ist."

Manche von uns jungen Frauen, durch den Einfluß unserer Erziehung, auch durch vernünftigen Rat gehalten, bekämpfen die ungesunde Neugier, die so viele zu dieser Literatur hinlenkte — aber wie bald waren derartige Bücher auch in den Händen unserer Jugend zu finden, wie bald hielten sie ihren Einzug auch auf der Bühne. Im Anfang war es der jungen Generation nicht klar, wohin wir geführt wurden; ich erinnere mich lebhaft, wie mein lieber Onkel R . . ., dessen gesundes und tüchtiges Urteil in allen Lebensfragen mir immer maßgebend war, mir damals sagte: „Du bist noch zu jung, um zu verstehen, was diese Literatur uns bringen wird; sie wird die Menschen nicht besser und nicht schlechter machen, aber man wird sich an gewisse Dinge *gewöhnen* lernen, und es wird einen ungesunden

Nervenreiz in der Jugend wachrufen, von dem man früher verschont war, und dieser Nervenreiz wird sich von Jahr zu Jahr steigern, bis man alles Maß verliert wie die Trinker, die schließlich zum Eau de Cologne greifen." Wie oft denke ich jetzt an diese Worte, wenn ich Abbildungen aus der Oper „Salome" von Richard Strauß oder ähnlichen Dingen begegne.

* * *

(Zweiter Teil.) Ein Päckchen vergilbter Briefe und Tagebuchblätter liegt vor mir; sie erzählen von einer Leidenschaft, die verheerend in ein junges Leben eingegriffen; das ist alles längst verschollen, vergessen, begraben, und dennoch ist es, als schlügen Flammen daraus entgegen. — Einer der ersten Briefe ist vom Juni 63.

„Weißt Du, warum ich heute schon wieder schreibe? Ich soll nach England. Gina, Rolfs Frau, will mich für einige Monate bei sich haben; sie ist voll der schönsten Projekte für mich; ihr halb italienisches Blut ist ganz in der Höh', es ist eine gute Ausrede auch für sie, sich zu unterhalten — und ich — ich habe zugesagt — natürlich. Bist Du erstaunt? Warum, warum soll ich nein sagen, wenn Rolf vor fünf Jahren sich zu viel mit mir beschäftigt hat? Nennt man das nicht so? — Und war ich nicht ein Kind damals und haben meine 18 Jahre jetzt nichts Gescheiteres zu tun, als sich um einen alten, verheirateten Mann zu kümmern? — Liebste May, glaubst Du alles, was ich da schreibe? Eine Angst zerrt mir am Herzen — würden meine lieben seligen

Eltern mich gehen lassen? Mein Vormund ist ein kluger, edeldenkender Mann, Tante Emilie besorgt und gut, aber Eltern sind sie nicht, und wie könnten sie auch erraten, was ich mir selbst nicht eingestehen will? Und mein Vormund hält sehr an den englischen Verwandten und hat es möglicherweise einfach vergessen, daß ein törichtes Kind einmal einen törichten Traum geträumt. — Vielleicht als Italiener rechnet er auf mein italienisches Temperament, leidenschaftlich zu erfassen und mich ebenso rasch etwas Neuem hinzuwenden! Aber habe ich nicht mehr englische Zähigkeit in mir als italienischen Leichtsinn?"

28. Juni: „Gina schreibt sehr erfreut über meine Zusage, will mich in Dover empfangen; wir sollen mit einer Unterhaltungswoche in der Nähe von London anfangen, cricket-matches, verschiedene Bälle usw., ehe wir unsere Reise nach der Südküste fortsetzen; Rolfs jüngerer Bruder John, Du erinnerst Dich, wie lustig er ist, soll Gina begleiten; er hat verschiedene junge Freunde in Bereitschaft, damit es mir an Tänzern nicht fehlt! Sag' mir einen vernünftigen Grund, dies alles auszuschlagen, auch wenn ich den Mut und die Lust dazu hätte? Wenn es nicht wegen der stummen Angst wäre, wie würde ich mich auf diese tolle Zeit freuen! Du weißt, wie ich an meiner stillen Heimat hänge und an der ernsten Gelehrtenatmosphäre um uns her, und daß die sogenannte ‚Welt' mit ihrem oberflächlichen Treiben mir à la longue nie genügen würde und ich immer mit Freude zu meinen Büchern zurückkehre — — aber manchmal sehnt sich meine Jugend, ihre Flügel

zu rühren. Ich weiß so wenig vom wirklichen Leben — wird es mich freuen, es näher kennen zu lernen?"

3. Juli: „In einigen Tagen reisen wir; ich kann Dir nicht mehr viel sagen; es gibt Augenblicke, wo ein kleiner Teufel meine Seele in Besitz hat und sie im Wirbelwind herumtreibt; ich will lieber nicht denken . . . denk Du an mich, Du weißt besser wie ich, wie es in mir aussieht."

Mitte Juli, England: „Wie viel habe ich Dir zu schreiben! Du glaubst nicht, wie lustig diese ersten Wochen vergangen sind; eine Unterhaltung jagt die andere, man hatte kaum Zeit, auszuschlafen, und dabei das wunderschöne, grüne Land und die prachtvollen alten Kathedralen! Ich glaube, Westminster Abbey und Canterbury Cathedral machten mir noch mehr Eindruck als alle cricket-matches der Welt, und doch sind das eigenartige, packende Schaustücke. Zu lustig ist das Lunchen hoch oben auf den hohen Wägen, die die cricket-Plätze umsäumen, all das elegante junge Treiben, die prachtvollen Pferde und die netten, frischen jungen Menschen; und mit welch' unbeschreiblicher Gemütlichkeit es sich in England flirten läßt! Ich hatte einen kleinen Hofstaat von Kurmachern, der mir überall hin folgte; einer war dabei, der ernster war als die andern, und wir wurden bald gute Freunde. Wenn er mich hie und da still ansah, da kam es mir plötzlich vor, als wäre in all dieser Lustigkeit ein greller Mißton, als wäre in mir etwas anderes geworden in dieser kurzen Zeit; suchte ich nur Zerstreuung, um der geheimen Angst zu entkommen! Auch das Leben schaute

mich auf einmal anders an. Ich fühlte instinktiv, daß Dinge, die mir ernst und heilig waren, von den meisten Menschen sehr leicht genommen wurden, und daß man nicht Sünde nannte, was ich im Innern als solche brandmarkte. Diese Gedanken streiften mich nur hier und da. Ein solcher Augenblick war unser letzter Morgen in Canterbury Cathedral. Das gedämpfte Licht der hohen Glasfenster fiel in reicher Schönheit auf die prachtvollen Säulen, auf die steinernen Gestalten, die so still auf ihren steinernen Ruhebetten lagen, und brachte spielende Lichter in ihre steinernen Augen. Eine dämmerige Stille war um uns her und erfüllt von Orgelklang, von dieser betenden, klagenden, siegreichen Stimme, die unsere Seelen hinauftrug zum Thron des Allerbarmers. Wir waren nur eine kleine Gemeinde, ein paar Menschen, die nach einer tollen Zeit hierher gekommen waren, um Abschied zu nehmen, ehe das Leben sie auf verschiedenen Pfaden weit auseinander führte. Winter sah mich mit seinen ehrlichen Augen ernst an; vielleicht fühlte er am meisten von uns allen, jedenfalls fühlte er klarer und bewußter. — Die vielen widerstreitenden Empfindungen, die leidenschaftliche, unklare Sehnsucht, wurden still in mir, wie ich ihn ansah; seine ehrliche, standhafte Seele, die so fest der Pflichten Weg ging, die kein Schwanken kannte, lag klar vor mir. Wie in einem Traume verstand ich das alles und noch viel mehr, verstand den Unterschied zwischen meinem leidenschaftlichen Herzen, meiner Zerrissenheit und der ruheerfüllten Hoheit des Gotteshauses. Es war ein Augenblick, in dem die Schleier

sich lüften; dann wanderten wir zur Bahn, die erste Etappe auf dem Weg zu Rolfs Heimat. Den ganzen Tag fuhren wir so rasch, wie ein Expreßzug uns tragen konnte; spät erreichten wir die Station, es war fast 10 Uhr, als der Wagen langsam den letzten Berg erklomm — dann die Einfahrt in den Park, dann noch eine Wendung, dann das letzte, rasche Vorfahren vor das große, niedere Landhaus. Die Türen standen weit offen — einen Augenblick später waren Gina und ich in der matt erleuchteten großen Halle. Aus einer Seitentür strömte volles Licht auf eine kraftvolle Gestalt, die uns entgegenkam. Er versuchte uns in der halben Dämmerung zu erkennen, aber ich sah ihn, sah ihn zwischen seinen Kindern stehen, sah die Liebe, die wahnsinnige Liebe in dem Herzen des jungen Mädchens, das in eisiger Selbstbeherrschung vor ihm stand. Es war nur wie ein Blitz, aber in diesem Augenblick haßte ich ihn — und doch warum? Hätte ich nicht lieber mich selbst hassen müssen? — Oder sah ich mit meinem weiteren, größeren Blick in die nahe Zukunft? Das Gefühl streifte mich nur, äußerlich blieb ich kalt und steif. Endlich gingen wir zur Ruhe; ich schlief lang und gut, und den nächsten Morgen kam ich frisch und sorglos die Treppen herunter, als wären die Schreckbilder des vergangenen Abends nur ein Spuk einer überhitzten Phantasie gewesen. Wie voll Widersprüche ist doch ein Menschenherz! Ich fand Rolf in der großen Halle mit seinen Kindern spielend und lachte fast laut über meine dummen Gedanken. Ich hatte ihn mit einer falschen Größe umkleidet, ich hatte ein Idol ge-

macht aus einem ganz gewöhnlichen Stück Lehm und hatte das dann angebetet. Jetzt sah ich ihn, wie er war, ein ganz gewöhnlicher Sterblicher, nur mit einem etwas ungewöhnlichen stillen Lächeln. — In einigen Tagen verlor ich auch meine Scheu ihm gegenüber und wir neckten uns und lachten miteinander den ganzen Tag. Nur hie und da kam ein Aufleuchten in seine Augen, ein eigentümliches Zucken um seinen ausdrucksvollen Mund, der etwas Unklares in mir wach rief."

Juli: „Ich bin in einem fieberhaften Zustand, der mich nicht zur Ruhe kommen läßt. Gestern hatte Rolf zum erstenmal Flöte geblasen, ich saß hinter einem Vorhang und schaute auf ihn und wieder lachte ich laut auf im Übermaß des Schmerzes. — Frage mich nicht, wie es mir zu Mute ist; ich darf nicht denken, ich träume, wie ich zuvor nie geträumt. — Von unserem Leben kann ich dir wenig erzählen; es ist voll Lustbarkeit und Bewegung, ich unterhalte mich, aber ohne Interesse — da ist nur ein Gesicht, das alle anderen auslöscht, er ist unendlich weich und lieb mit mir."

Lose Tagebuchblätter: „Wann kam die Veränderung, warum wurde es anders, anders in seinem Wesen, anders in meinem Herzen? — In dem Schmetterlingstreiben der ersten Sommerwochen, da kam es nach und nach, bis es plötzlich vor mir stand, als entsetzliche Wirklichkeit, bis es ein Kampf wurde, denn Kampf war es vom ersten Augenblick, Kampf gegen ihn und gegen die Leidenschaft, die stärker geworden als

ich selbst. Tage lang konnte ich in der Sonne liegen, in der Sonne, die mir das Herz ausbrannte, dann plötzlich versuchte ich, das Herz mit den Wurzeln auszureißen und als zu schmachvoll weit von mir zu werfen. — Ich verabscheute mich ob meiner Schwäche, ich schaute mit unbeschreiblichem Entsetzen auf das junge Mädchen, das lächelnd an seinem Tisch saß und die reinen Lippen seiner Kinder küßte. — Der Schmerz packte mich oft wie Wahnsinn — es war mehr Haß als Liebe in diesem wilden Widerstreit — aber fort konnte ich nicht. Ich hörte das Flüstern der guten Geister: „Fleh zu Gott, er wird dich von deiner Sünde befreien;" aber ich antwortete: „Ich liebe meine Sünde; was ist mir der Himmel ohne sie? Ich kann nicht von ihr lassen, noch nicht, noch nicht!" — Dann waren wieder Tage, wo das Träumen über mich kam und all den bitteren inneren Streit wie in weiche Schleier hüllte, wo ich den süßen Tönen lauschte, die die Luft erfüllten, und wo alle besseren Gedanken in wunderbaren Melodien untergingen. — Lange Sommermorgen, ein träumendes Hinausschauen auf das weite Meer. — Im Schatten des efeuumrankten Hauses, unter dem tief blauen Himmel, den immergrünen Eichen, den blühenden Myrten — den Tausenden von Vogelstimmen — und zu meinen Füßen das glitzernde, ewig unruhige Meer. — War das nicht ein Ort, um vom Paradies zu träumen? — Wilde Ritte über die weiten Heidenflächen, an den hohen Klippen entlang — tolles Jagen — manchmal lustige Witze, die sich die etwas übermütigen Herren zuriefen

und die nicht immer für Mädchenohren paßten — kurze Einblicke in eine mir fremde Welt, welche die duftigen Schleier, welche mein Paradies trügerisch umhüllten, plötzlich zerrissen und den Abgrund, der darunter lag, grell beleuchteten; — stille Mondscheinabende, wo ich in einer der tiefen, niederen, myrtenumrankten Fenster sitzend — das silberglänzende Meer vor mir, Rolfs Flöte zuhörte, dem alten Lied: „t'is the last rose of summer" —. Er hatte noch mehr Macht über mich jetzt und er spielte es mit einem andern Ausdruck; da verwandelte sich das stille Mondlicht in eine häßliche Fratze, durch das leise Rauschen der Bäume hörte ich das höhnische Lachen der Dämonen, das monotone Murmeln der Wellen klang wie das schmerzende Echo meines Gewissens: „Du bist falsch, du bist schwach, du bist verräterisch; schau in dein Herz, welche Gedanken darin wohnen! Du hältst dich für stark, weil dein äußeres Wesen sich nicht verändert. Du belügst dich selbst, so wie du alle um dich her belügst," — so flüsterte es weiter, bis ich die Qual fast nicht mehr ertragen konnte. Eines Abends kam ich heim nach einem kurzen Besuch bei einer Kusine. Rolf war nicht einverstanden mit diesem Besuch; er folgte mir hinunter an den Wagen und sagte in seiner ruhigen Art: „Versprich mir, nicht länger als zwei Tage auszubleiben!" Ich lachte — und wollte nicht versprechen, aber ich wußte nur zu gut, daß ich zurückkehren würde — zu meiner Heimat — so bald als möglich; ich wußte, daß ich nicht wegbleiben konnte. — Ich hatte meine Kusine sehr gern, sie war in meiner Kindheit

sehr liebevoll für mich gewesen und ihre sanfte, weiche Art hatte mir wohlgetan; aber jetzt — jetzt konnte ich nicht in ihre guten Augen sehen, aus Angst, sie in meinen Augen lesen zu lassen, was ihre einfache, pflichtgetreue Natur entsetzt haben würde. — Ich mußte ja allein stehen — abgetrennt von aller warmen Zusammengehörigkeit — und doch. Wie ich an dem wundervollen Mondscheinabend vor Emmys Haustüre stand, kam es wie ein Jubel über mich — morgen abend würde ich wieder zu Hause sein — da, wo meine Heimat war, unter dem Licht der blauen Augen. —

So kam ich heim, gerade Zeit, mich zu Tisch umzuziehen; es war spät — ich eilte mich — aber wie ich in den Salon kam, fand ich noch niemand. Ich schaute nach meinem gewohnten Platz am Fenster — ich berührte seinen Fauteuil, seine Noten, die herumlagen, leise, schüchtern mit einer unaussprechlichen Freude; dann öffnete sich die Türe und Rolf kam herein. Ich meinte zuerst, er hätte mich in der tiefen Fensternische nicht bemerkt, bis er seinen Fauteuil zu mir hinzog und mir in die Augen schaute: „So bist du zurückgekommen, little One?" Mein Herz schlug zum Zerspringen, aber ich antwortete lachend: „Wie du siehst." — Er rückte etwas näher, legte in seiner ruhigen Weise seine Hand auf meine Schulter und sagte sehr leise: „Ich wußte, du würdest zurückkommen, ich hatte Sehnsucht nach dir; ich wußte, du würdest heute Abend wieder hier sein." — Ich fühlte seine Nähe, den eigentümlichen Blick seiner dunklen Augen, die meine suchten; eine wunderbare, un-

aussprechliche, ausruhende Müdigkeit kam über mich wie ein tiefes Vergessen; — ich hörte nur die eine leise, flüsternde Stimme, hörte nur wie in einem Traum seine weichen, einschmeichelnden Worte . . . Und da schaute ich plötzlich auf und mein Bewußtsein kehrte zurück, und das klare Erkennen, daß es im nächsten Augenblick mit meiner Kraft zu Ende sein würde. — Wenn er einen Blick in mein Herz tun könnte, so gäbe es keinen andern Ausweg mehr für mich, als in die lockenden, ruhelosen, grünen Wellen hinaus zu gehen, und für immer. Ich fühlte so klar, daß ich stark sein mußte für ihn und für mich, und seltsamerweise war die Sorge um ihn am lebhaftesten, daß ich rasch aufstand und in meiner gewöhnlichen, neckenden, lustigen Weise zu erzählen anfing. — Er wurde kühl und steif, ich hatte meine Rolle nur zu gut gespielt. Ich weiß nicht, wie ich diesen Abend durchbrachte; wie ich ihm vor dem Schlafengehen die Hand reichte, sagte er: „Aber deine Hand ist eisig kalt." Das wunderte mich nicht; ich war durch das Tal der Todesschatten gewandert und hatte den Ungeheuern der Hölle in die glühenden Augen gesehen. Als ich am nächsten Morgen mein junges Gesicht im Spiegel sah, wunderte ich mich, daß meine Haare nicht über Nacht grau geworden waren.

Und doch hatten wir solche Szenen nur zu oft; manchmal nur ein Wort, ein rascher Blick, ein Lied aus alter Zeit, selten mehr als eine kurze Bemerkung, deren Sinn ich verstand — für andere unbedeutende Kleinigkeiten, waren ein innerer Kampf, der Herzblut for-

derte, der all meine geistige Energie, alle Jugendkraft erschöpfte; kein Wunder, daß Monate nach meiner Rückkehr von England es mir war, als seien alle Gedanken, alle Erinnerungen weggewischt wie Worte von einer Schultafel, daß eine unbeschreibliche Leere in Herz und Gemüt mir fast zur physischen Qual wurde. Nicht nur die Welt um mich her, mein eigenes Denken wurde zu einer großen Öde. — Unser Jagdreiten allein war ungemischter aufregender Genuß, der jeden Nebengedanken ausschloß. Den ganzen Tag ihm zu folgen, das Aufblitzen in seinen Augen zu sehen, wenn der Fuchs ausbrach, seinen frohen Jagdruf zu hören „Talli-ho — forward —", dann bei ihm zu sein, mein Pferd an dem seinigen, über die langen Wiesenstrecken, die Hecken, die Zäune, die zerbröckelten Mauern — weiter, weiter, hie und da ein Lächeln erhaschend, einen sorgenden, liebevollen Blick, ein ermunterndes Wort, das war Glück, das war volles, reiches Leben. Ihm so zu folgen immer und immer, war mein Traum, mein fast unbewußter Traum, aus dem ich hie und da schaudernd erwachte, der doch Herz und Seele gefesselt hielt —

„Aber auch im Nebelmeere
Ist ein Tropfen Seligkeit,
Nein ihn trinken und versinken
Ist Genuß der Ewigkeit!"

Rolf neckte mich oft mit einer englischen Heirat; es war ein stehender Witz zwischen uns, und ich wehrte mich lachend dagegen; ich fühlte so gut, was er wünschte, was er wollte. Eines Tages erhielt ich eine Einladung zu einer Bekannten; ich wollte sie nicht annehmen, es

war mir so schwer, das Haus zu verlassen, aber Rolf plagte mich, zu gehen, und sagte schließlich: „Es ist ein Mr. Jenner dort, ein gutmütiger, schüchterner Mensch und sein großer Besitz ist nah von uns gelegen, das wäre gerade ein Mann für dich.“ Er lachte, aber ich fühlte, was darunter lag und ich ging hin — ja ich ging hin, sah Jenner, flirtete ihn aus aller Schüchternheit heraus, so daß er frug, ob er mich besuchen dürfe. Ich lachte laut auf. War es wirklich schon so weit mit mir gekommen? Das war ein ehrenhafter Mann — und ich? Ich gab ihm irgendeine mokante Antwort und reiste ab, aber ein unbeschreiblicher Abscheu vor mir selbst blieb in meinem Herzen zurück.

An einem Herbsttag voll zauberhaftem Glanz und Schönheit gingen wir auf die Jagd — wir zwei allein. Über die sonnigen Hügel, durch das blühende Heidekraut und den gelben Ginster. Ein schimmerndes, weiches, frohes Schweigen lag auf allem; nur das leise Rauschen des Meeres zu unseren Füßen — wie ein süßes Lied — brach die Stille. Hie und da trug ich sein Gewehr und war glücklich. Im Heimkommen stieg ein Fasan vor uns auf. Rolf schoß, und er fiel dicht vor meinen Füßen nieder. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl sah ich auf den armen Fasan herunter; wie gut wäre es gewesen, still und tot dazuliegen! War es nicht eine Qual, weiterleben zu müssen nach solchen Tagen, — nach einer solchen Zeit? Wie kann man den Tod bitter nennen, flüsterte es in mir, in der Abendstille? — Doch das Ende war nahe. Im Oktober rief mich mein Vormund nach Haus zurück. Ich hatte während

Monaten an nichts gedacht, nicht an Zeit und Ewigkeit, ich hatte kaum bemerkt, wie die Wochen eine nach der andern an mir vorbeizogen. — Die Länge meiner Tage — manchmal Minuten, manchmal Millionen von Jahren — konnten nicht gemessen werden mit gewöhnlichem Maß. Jetzt stand es auf einmal vor mir: „Du mußt fort." — Es gab nur einen kleinen Fleck auf Erden, wo die Sonne schien, ein so schöner grüner Fleck von dunklen Bäumen eingerahmt und dem weiten, blauen Meer. Rings überall war es Nacht, und in diese Nacht hinaus mußte ich gehen. — In diesen letzten Tagen hatte ich nicht mehr die Kraft zu denken, daß es gut war für mich, fort zu gehen, daß ich schon längst hätte gehen sollen; der heiße Schmerz lag zu schwer auf mir.

‚Like water spilt among the plain
Not to be gathered up again
Is the old love I bore.'

Ich sprach und lachte nicht mehr viel. — Ich ging leise von Zimmer zu Zimmer, zu dem lieben Platz im Garten unter der großen, immergrünen Eiche und wieder zurück in den kleinen Salon, in meine tiefe Fensternische, von wo ich stunden- uno stundenlang ins Meer hinausgeträumt, und schaute auf alles mit dem brennenden Weh, mit dem man die Toten verläßt. — Endlich kam der Abschied; eine kleine Gruppe hatte sich unter der grünumwucherten Vorhalle versammelt; es war einer der wunderhell weichen, sonnendurchwärmten Oktobermorgen Südenglands; man sprach lebhafte, herzliche Abschiedsworte, nur Rolf sagte nichts; ich schaute

noch einmal nach ihm, noch einen langen, klaren Blick, dann wendete ich mich ab in stummem Schmerz und fuhr meinen Weg hinaus in die Dunkelheit. —

Mein Vetter R. begleitete mich auf meinem Weg; es war eine lange, lange Fahrt nach London, ich war nicht müde, aber ich hatte das Gefühl, daß ich nie mehr schlafen würde. — Spät abends kam mein kleiner Freund Winter, um mich noch zu sehen. Er hatte indessen Schweres erlebt und ich hatte nur wenig Anteil daran genommen; er hatte einen hübschen Schmetterling geliebt und hatte ihm sein reiches Herz geschenkt, denn solche Menschen „love not wisely, but too well", und sie hatte mit ihm gespielt und ihn verlassen, wie es solche seelenlose Geschöpfe tun. — Wir standen uns in dem dämmernden Licht des offenen Feuers gegenüber, und auf unsern Gesichtern, im Juli noch so jung und frisch, hatten drei kurze Monate tiefe Linien eingegraben. Seine Züge waren still traurig und um den Mund war ein tief schmerzlicher Ausdruck; es war keine Bitterkeit in ihm, sein Herz war mutig und geduldig geblieben in der ernsten Prüfung. Wieder, wie in Canterbury Cathedral an dem hellen Sommertag, schauten meine Augen tief hinein in diese friedvolle Seele und die Verzweiflung in meinem Herzen erstarrte zu Stein. Sein Friede konnte mir nicht mehr helfen, er konnte mir nur zeigen, was ich verloren hatte. Wir saßen ruhig zusammen eine lange Zeit und sprachen über gleichgültige Dinge und empfanden es doch wie eine gewisse Wohltat. — Es war ein ganz eigener Abend, dieser mein letzter Abend in England; krampfhaft trach-

tete ich die eilenden Stunden festzuhalten, trotz meiner Stumpfheit fürchtete ich mich vor dem Morgen, denn morgen abend würde ich den guten, freundlichen Gesichtern meines Vormundes und Tante Emilie gegenüberstehen; wie würde das sein? . . .

Lange nach Mitternacht brach Winter auf; mein Vetter hatte indessen einen gemütlichen Vorschlaf getan. Im Hinausgehen bemerkte Winter einige Romane, die auf dem Tisch lagen und die ich auf der Bahn gekauft. Er nahm das eine Buch in die Hand, dessen Titel ihm auffiel, und wendete sich in seiner bestimmten Weise an mich: „Das ist kein Buch, das Sie lesen sollten; lassen Sie es mir, ich bringe Ihnen morgen früh dafür ein anderes mit." Ich antwortete sehr gleichgültig: „Wie Sie wollen, ich habe die Bücher nur für die Nacht und die Reise gekauft." Winter sah mich mit seinen guten Augen forschend an: „Ja, ja, Sie sehen so aus, als würden Sie die Nacht durchlesen; aber glauben Sie mir, Sie brauchen Ruhe." — Als er mir gute Nacht sagte, nahm er noch einmal meine Hand: „Versprechen Sie mir wenigstens, diese eine Nacht nicht zu lesen." Seine sorgende Freundschaft rührte mich; so versprach ich und fand es nicht schwer, mein Versprechen zu halten. Mein übermüdetes Gehirn war ganz unfähig, Neues aufzunehmen und eine schmerzende bleierne Müdigkeit lag auf meinen jungen Gliedern. — So blieb ich wie totenstill die wenigen Stunden dieser meiner letzten Nacht in England. In der trüben Dämmerung eines nebligen Herbstmorgens setzten wir uns zu einem eiligen Frühstück, an dem Winter teilnahm. Er begleitete uns

auf die Bahn und stand noch lange auf dem Perron, bis der eilende Zug und der dichte, graue Nebel sein gutes, ehrliches Gesicht für immer meinen Blicken entzog. Wir fuhren in düsterem, dicken Nebel dahin, erst der Küste zu lichtete es sich ein wenig; da sahen wir die Sturmsignale hoch auf allen Höhen, und wie der Expreß in Folkestone einfuhr, hörten wir das Toben der großen Meereswellen, deren mächtige Kraft mit Donnergebrüll gegen die Steinmauern des Piers zerschellte. — Mein Vetter, nach einiger Besprechung mit den Seeleuten, war sehr gegen die Weiterfahrt und wollte nach Paris telegraphieren, um den Aufschub zu erklären. Aber ich bat dringend, es nicht zu tun; er konnte freilich nicht verstehen, warum die gute, englische Erde mir unter den Füßen brannte und warum es mir tröstlich schien, selbst in einer so kleinen Sache wie unsere rechtzeitige Ankunft Wort zu halten. So gab er meiner Bitte nach, obgleich das tobende, schäumende, von plötzlichen heftigen Windstößen aufgepeitschte, wildaufgeregte Meer kein erfreulicher Anblick war. Die mächtigen Schiffe tanzten wie Nußschalen auf den weißschäumenden Wellen; mit eines Panthers Sprung warf sich das unsere aus dem schützenden Hafen, Welle auf Welle kam herangestürmt, stürzte sich über Deck, uns gründlich durchnässend; rollend, stampfend, kämpfend arbeitete sich das brave Schiff durch die schäumende, kochende, bösartig zischende Dunkelheit. Als wir endlich nach dreistündiger Fahrt Boulogne erreichten, waren die meisten Passagiere in einem jämmerlichen Zustand und ich war einer Ohnmacht nahe. Mein armer Vetter,

der sich selbst recht krank fühlte, trug mich die hohen, schlüpfrigen Treppen zum Landungsplatz hinauf und zwang mich, etwas Nahrung zu nehmen, ehe er mich, durchnäßt, wie ich war, so gut als möglich in einem Eisenbahncoupé etablierte.

Hier war endlich Ruhe und Stille. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Erleichterung drückte ich mich in eine dunkle Ecke und lag dort stundenlang wie stumpf und tot. Der Begriff von Vergangenheit und Zukunft, von dem Anfang und Ende meiner Reise, alles schien in Dunkelheit zu verschwimmen. Wie eine liebende Mutter nahm mich diese segensreiche schützende Novemberdämmerung in ihre Arme, umhüllte mich wie mit einem weichen, dunklen Mantel, der des Tageslichts forschende Blicke, des Tageslichts einschneidende Qual von mir fernhielt. — Nach einer Weile fühlte ich trotz dieses nur halb bewußten Zustandes einen stillen, dumpfen Schmerz, der keine bestimmte Form annahm, der in meinen Schläfen tobte, in meinen trockenen heißen Augen brannte, wie eine stumme, schwere Last auf meinem Herzen lag, der den Hals zusammenpreßte; durch die dämmerige Luft kam es weither wie eine klagende Stimme, das monotone, unaufhörliche Knattern der Räder nahm das traurige Echo auf; eine Wolke bitterſten Weh's lag über der Erde, kein Sturm konnte sie zerreißen, keine Sonne sie erhellen. — Plötzlich, wie solche nichtssagende Erinnerungen manchmal in den merkwürdigsten Augenblicken ganz unerwartet in uns aufsteigen, kam ein Bild aus meiner jüngsten Kindheit aus der Dunkelheit auf mich zu; die

Erinnerung an einen heftigen Fieberanfall mit ähnlichem physischem Schmerz. Meine gute alte Kindsfrau hatte mich auf ihren Schoß genommen, ihre kühlende Hand auf meinen fiebernden Kopf gelegt; der freundliche alte Doktor hatte sich behaglich neben meinem Kinderbett niedergelassen, hatte mir die wirren Haare aus der Stirne gestrichen und machte mich lachen mit seinen Späßen und den langen französischen Worten, die er so schlecht aussprach und mit so feierlichem Ernst. Wie gut erinnerte ich mich auch auf seinen langen Schnurrbart, den er hoch in Ehren hielt und den ich so gern mit kleinen, spitzbübischen Händen in Verwirrung brachte, und wie er dann bös wurde, während seine freundlichen alten Augen mich durch die breiten, altmodischen, goldberänderten Brillengläser anlachten. Wie sah ich das plötzlich alles so klar vor mir, wie klar sah ich die stummen Gefährten der frühen Kindheit, das Kinderbett mit seinen weißen Gardinen, die hübsche blaue Tapete, aus deren Muster die Kinderphantasie so merkwürdige Dinge hervorzauberte, den großen, behaglichen, weißen Kachelofen, in dem sich Äpfel so gut braten ließen, die kleine, abgenutzte Schulbank und den Schrank, der alle meine Kinderschätze enthielt! — Warum sprachen alle diese unbedeutenden Dinge zu mir an diesem bösen Wendepunkt meines Lebens? Warum suchte ich einen Vergleich zu finden zwischen dem Heute und jenen fernen Tagen? Würden sie mich morgen auch ins Bett legen und den Arzt holen lassen, um mich zu heilen? zu heilen? von was? Ich lachte auf, aber mein Lachen klang wie ein Schluchzen durch die Stille. Mich heilen!

O mein Gott, da wußte ich es wieder, der Wahnsinn und die brennende Sehnsucht, wußte, daß ich ihn gestern zum letztenmal im Leben gesehen. Warum, warum hatte ich mich fortführen lassen wie ein armes, stummes Tier? Warum war ich nicht dort geblieben, warum hatte ich nicht lieber dort ein Ende gemacht? Was hatte ich noch im Alltagsleben zu suchen? Nie konnte dieses weltweise, weltmüde Wesen je wieder dem jungen Mädchen gleichen, das vor vier Monaten frisch und hoffnungsvoll die englische Reise angetreten. Durch alle wechselnden Jahre würde meine Seele je den Bann dieser unheilvollen Liebe brechen können? Über alle Blätter meines Lebensbuches war nur ein Wort geschrieben: das Zauberwort Liebe, das mich zu vollem, reichem Frühling erweckt, und jetzt, wo alles vorüber war, war auch mein Leben nichts mehr wert. Ein gewisser monotoner Kreislauf von Essen und Trinken, von Sprechen und Lachen, von Aufstehen und Sichniederlegen, ein Kreislauf, der die Existenz so mancher Menschen ausfüllt, würde mir bleiben, und das war alles. Und wieder flüsterte mir der rauhe Wind da draußen zu: „Warum hast du dies unnütze getan?" — Wie Prometheus gefesselt durch ewige Bande von Ehre und Pflicht — frißt nicht der Geier eines hungrigen Verlangens an deinem Herzen? — Ehre? Warum mußte ich gerade an dieses Wort denken? War das Tugend — diese eigentümliche innere Kraft, die stärker war als ich selbst, die mir nicht erlaubte, der maßlosen Leidenschaft nachzugeben? Dieser merkwürdige Wille, der mich gezwungen hatte, fortzugehen — ruhig

und kalt? Würde eine ehrenhafte Frau mir eine Schwesterhand reichen? — Das höhnende Lachen des Dämons gellte durch die Stille, ich riß das Fenster auf, die Luft war erstickend. — Bitter kalt streifte der Nachtwind meine brennende Stirn; entlaubte Bäume streckten klagende, stöhnende Äste wie verzweifelte Arme zu den dunkeln, eilenden Wolken. So lag ich lange, lange am offenen Fenster und sah zu dem zerrissenen Gewölk empor, das in phantastische Formen zerrissen hie und da von den blassen Lichtstrahlen einzelner blasser Sterne erhellt wurde. — Städte und kleine, einzelne Häuser, dunkle Wälder und lange Ebenen flogen in endlosem Wechsel an mir vorbei, und nach und nach wurde der fieberhafte Herzschlag ruhiger. Natur, das einzige Wesen, zu dem mein Schmerz klagen konnte, nahm mich in ihre starken, rauhen Hände und wiegte meine Aufregung zur Ruhe und meines Herzens wildes Aufschreien mit des klagenden Windes kaltem Schlummerlied. Gott Dank, es war kein Ton um mich her als die mächtige Stimme der Natur. Gott Dank gab es keine neugierigen Gesichter, kein lebhaftes Schwätzen, kein grelles Licht. Gott Dank für die Dunkelheit; ich glaube, ich wäre wahnsinnig geworden ohne diese Hilfe. Ein unheimliches Gespenst, geboren in dieser Stunde der Qual, streckte die Hand nach mir aus und krallte nach mir, aber es hatte keine Macht über mich in der freien Luft, in den weichen, dunklen Armen der Nacht.

Je mehr wir uns Paris näherten, desto mehr packte mich das durch Mangel an Schlaf und Nahrung hervorgerufene physische Elend; Fieberschauer schüttelte

mich; es war merkwürdig, daß ich mir in diesen Stunden, in denen ich mit durchnäßten Kleidern beim offenen Fenster lag, nicht den Tod geholt; kann großer geistiger Schmerz den Körper unempfindlich machen gegen äußere Einflüsse? Ich war in einem lethargischen Zustand, als die Coupétüre in Paris geöffnet wurde; grelles Gaslicht strömte in meine dunkle Zelle; im nächsten Augenblick war ich inmitten eines lachenden, schwätzenden, rennenden, sich stoßenden Menschengedränges — an meines Vormunds Arm; Lärm, Unruhe, Licht um uns her. Meine Augen waren wie geblendet, mein betäubtes Gehirn war nicht imstande, irgend etwas zu begreifen oder in sich aufzunehmen. Ich hatte eine unklare, gequälte Empfindung, als wenn Hunderte von Augen auf mich gerichtet, hundert Fragen an mich gestellt wären, die ich wie im Traum beantwortete. In der dunklen Stille des Fiakers kam mir meine Selbstbeherrschung wieder, und ich erzählte lebhaft, bis der Wagen am „Grand Hotel du Louvre" haltmachte und wir in ein großes, hellerleuchtetes Speisezimmer geführt wurden. Auch hier sah ich im ersten Augenblick nur das grelle, glitzernde, schreiende Gaslicht — tausendfältig zurückgeworfen von den hohen Wandspiegeln —, bis ich an einem Soupertisch Platz fand und Tante Emiliens liebe Augen mich fragend sorgenvoll anschauten. Es war aber noch ein anderes Gesicht, das mich aus dem gegenüber hängenden Spiegel ansah, ein blasses Gesicht mit einem stumpfen Ausdruck, dunklen Augen, deren stummer, müder, sehnsuchtsvoller Blick in weiter Ferne etwas zu suchen schien. Ich wußte, auf was sie

schauten. Sie sahen durch ein Fenster, von dichten Massen von Grün und süßem, weißen Jasmin überwuchert, in ein behagliches Zimmer; bequeme Möbel an den Wänden, bequeme Fauteuils um das große, offene Feuer. Das milde Licht der Lampe ist leicht beschattet, nur die hellen, flackernden Flammen werfen ihren warmen Schein auf die kraftvollen Züge einer einsamen Gestalt. Die weiche Nachtluft, von berauschendem Duft erfüllt, strömt zu ihm herein und das leise, sanfte, ewige Klagen der Meereswellen . . ."

Brief vom November 63: „. . .Wochen sind vergangen, seit ich Dir die Tagebuchblätter geschickt, seit ich in die alte Heimat zurückgekehrt, Wochen hoffnungsloser, müder Stumpfheit, erst langsam kam mir das Bewußtsein wieder; erst nach und nach stand ich dem gegenüber, was ich in den vergangenen Monaten durchlebt, was ich gefühlt und getan. Kannst du Dir vorstellen, was das war? Ich bezweifle es. Es gibt eine alte deutsche Sage, die tiefen Sinn unter einfachen Worten verbirgt. Ein armer Hirtenbub, der einen großen Wald durchwandert, verliert den Weg; Waldgeister nehmen ihn in ihre Mitte, führen ihn in eine wunderbar ausgestattete Höhle, erfüllen sein junges Gemüt mit all dem blendenden Zauber der Geisterwelt und schicken ihn wieder heim. Nur einen Tag und eine Nacht hatte er in dem Zauberkreis zugebracht, so schien es ihm wenigstens; aber wie er in sein Dorf zurückkam, war ihm alles fremd geworden, und die Menschen, denen er erzählte, daß er nur einen Tag bei den Waldgeistern zugebracht, starrten ihn an und erklärten ihm, es müsse

nicht ein Tag, sondern hundert Jahre vergangen sein, seit er als junger Mensch sein heimatliches Dorf verlassen. So war er zurückgekommen in eine Welt, die alle seine Hoffnungen begraben, alles Interesse für ihn verloren hatte; was konnte er tun, als still in seinen Wald zurückkehren und dort sterben? Wie es dem armen Hirtenjungen ergangen, so war es jetzt auch mit mir, nur daß mein Schmerz ein größerer war. Er hatte alles verloren, aber nicht sich selbst; er hatte keine unheilbaren Erinnerungen mit sich zurückgebracht. Der dunkle Fleck auf meiner jungen Seele, der ist immer vor mir, und was immer ich auch tue, die Erinnerung meiner Sünde liegt auf allem. Rolf hat mein Leben vergiftet, was bleibt mir jetzt? Welche Hoffnung auf Erden oder im Himmel? Was ist mir dieses interesselose Leben, welches gelebt werden soll? Die Vergangenheit muß ja begraben sein, denn selbst die Erinnerung an mein geträumtes Paradies, an das Paradies, das mein schwaches Herz in seiner bitteren Einsamkeit noch immer so nennt, ist eine Sünde und macht nutzlos jeden Versuch der Reue. . . .

„For what is true repentance — but in thought —
Not even in inmost thought to think again
The sin which made the past so pleasant to us".

Und doch sehne ich mich danach, zu bereuen, und doch bereue ich aus tiefstem Herzen; ich sehne mich danach, wieder gut zu werden, aber ich kann den Weg nicht finden. Ich bin ja in manchem doch noch ein Kind, ich habe niemand, der mir hilft, und wie könnte man mir auch helfen, solange ich meine Sünde

so leidenschaftlich liebe? Ich weiß ganz gut, es kann nicht besser werden, bis ich mit unbarmherziger Hand das bittere Glück meiner Einsamkeit aus meinem Herzen reiße, aber ich habe die Kraft nicht dazu. Es ist ein wilder Wirrwarr „netzumstrickter Qualen". —

Dezember 63. „Ich hätte gleich Deinen lieben, sorgenden Brief beantwortet, aber es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo er dem Teufel näher ist als sonst. Ich hatte Tags zuvor einen Brief aus England bekommen, so unendlich weich und lieb, und ich rechtete mit meinem Herzen, o nur ein einziges liebes Wort laß mich ihm sagen; ich hatte eine so hungrige Sehnsucht nach dem Ton seiner Stimme, nach einem Blick seiner dunkelblauen Augen, nach seinem eigentümlichen Lächeln, und ich fühlte warme Hände, die sich in der Dunkelheit nach mir ausstreckten. . . . Aber die innere Stimme sagte nein; warst du stark dort, um jetzt in einem unbewachten Augenblick alles wieder umzustoßen? Und so habe ich ihm sehr kühl geantwortet, ein Brief, der jede Annäherung für immer abschneidet, und so ist dies auch wieder vorbei und auf immer." —

Frühling 64. „Monate sind vergangen, seitdem ich Dir zuletzt davon sprach, wie es in mir aussieht; es war eine schreckliche Zeit, aber ich glaube und hoffe, diese Qualen sind doch nicht ganz umsonst gewesen; ich sehe manchmal wie in weiter Ferne ein mildes Licht vor mir, wird es mir Klarheit und Frieden bringen? — Ich habe versucht, den furchtbaren Feind in meinem Herzen zu töten; mitleidlos, verachtend schaute ich den krampfhaften Zuckungen dieses armen, verbluten-

den Herzens zu, als wäre es ein fremdes Glied. Mit verzweifelter Macht wehrte sich die alte, leidenschaftliche Natur gegen die starre Todeshand, die sich ihr auflegte; es gelang mir nur, alles Gute, Wirkliche, Weiche in mir zu töten, und ich fühlte einen eigenen kalten, harten Stolz in meiner harten Kraft; ich wollte nicht in meinem Elend zu dem Gott zurückkehren, den ich verleugnet hatte. Wie das Hohnlachen der Dämonen klang es in mir: „Armes Kind, deine Gedanken töten dich! Wir können dir helfen, wir allein. Du kannst nicht zu Gott zurückkehren, denn deine Sünde ist immer bei dir, und die Liebe deiner Sünde kannst du nicht lassen; wir können dir Freude geben und Vergessenheit; warum sollst du mehr leiden als tausend andere, die mehr gesündigt haben als du? Corromps-toi — corromps-toi et tu ne souffriras plus."

Es gab Tage, wo ich kalt und steif war wie ein Körper ohne Seele, aber ein Wort, ein Gedanke genügte, um mich den Furien in die Hände zu geben. Hinter mir das Paradies der Träume, der Illusionen, der Leidenschaften, der verwirrenden, betörenden und doch so beseligenden Gefühle, das unschuldige Hoffen, das sorglose Ahnen, die Kindheit und Jugend, vor mir das nüchterne Leben, in dem ich als nüchterner Alltagsmensch meinen Weg weiter gehen soll. . . .

„Dead, dead long dead — and my heart is a handful of dust
And the wheels go over my head, — and my bones are shaken with pain
For in a shallow grave they are thrust

And the hoofs of the horses beat, beat into my scalp and my brain."

Da führte mich das kindliche Sehnen, das nie ganz in mir erstorben war, zu dem Grab meiner Eltern. Was da in mir vorging, kann ich Dir niemals beschreiben. Wie Furien geißelten mich die Gefühle und Gedanken des letzten Jahres, von den stillen Särgen weg; ich litt, ich büßte ein ganzes langes Leben in diesen kurzen Augenblicken; aber wie ich die heilige Stätte verließ, da war mir ein Gedanke ganz klar: So kann und darf ich nie mehr zu ihnen zurückkehren, ich muß den Bann brechen, der mich gefesselt hält; ich muß ihr Kind wieder werden, und sie werden mir verzeihen. — Da brach der harte, kalte Stolz: „Vater, hilf mir!" betete ich leise. — Und seitdem kann ich wieder beten, aber ich bin wie zerbrochen und gehe „tastend halbe Schritte" und suche nach Hilfe. So weiter leben kann ich nicht, so kann ich den Frieden nicht finden. Wie soll ich mich wieder dem alltäglichen Leben anpassen? — O Arbeit, Arbeit, um die Krankheit zu überwinden, die mir am Lebensmark zehrt! — Seit einiger Zeit geht mir ein Wort des Heilands nach: „Arme habt ihr immer bei euch"; es ist, als spräche er mit mir." —

* * *

Mit einem wehen Gefühl lege ich die Blätter zur Seite, die so bitter durchlebten Schmerz enthalten, und träume in die Sommerschönheit hinaus und denke an das arme Kind, das nach langen, tapferen Kämpfen doch endlich den ersehnten Frieden gefunden, und denke an die vielen, die ich gekannt, die die Leidenschaft mit ihren

dunkeln Flügeln gestreift, und denke vor allem an die vielen, die Gott zusammengebunden und die Welt und das Leben und die Torheit und der Unverstand und die Eitelkeit und die Unfreundlichkeit wieder auseinander gebracht. — Es ist ja nicht immer le grand mal d'amour, das verheerend, versengend alle zarten Triebe, alles geduldige Keimen zerstört. Große Katastrophen sind selten, aber wie namenlos viel bitterste Ungeschicklichkeit und Liebloſigkeit! Als ganz junge Frau hörte ich einmal einer Konversation über ein Ehepaar zu, dessen Stoppelfelderistenz notorisch war. Daraus entspann sich eine Diskussion über schlechte Ehen im allgemeinen. Einer der Herren, selbst nicht mehr jung und auch wenig glücklich in seiner Ehe, zog mich gegen meinen Willen in ein Thema hinein, über das ich mir kein Urteil zutraute. Endlich sagte ich schüchtern: „Le manque de bienveillance de part et d'autre me semble si étonnant — pourquoi ne pas commencer par là?" — Unvergeßlich ist mir der Ausdruck, mit dem er mir antwortete: „Ah, Madame, vous ne savez pas dire si vrai. Mais c'est là la difficulté; obtenir l'amour d'une femme c'est parfois bien facile — sa bienvaillance — jamais!" — Wie oft habe ich im späteren Leben an diesen Ausruf gedacht, der von Herzen kam. Ich hatte den Betreffenden bis dahin für einen ganz gewöhnlichen Lebemann gehalten; sein Ausdruck mehr noch als seine Worte zeigten mir plötzlich, daß auch er eine wunde Stelle im Herzen trug, etwas, was in jüngeren Jahren vielleicht gehungert hatte nach einem freundlichen, vielleicht nach einem verzeihenden Wort. Daß es so

schwer ist, geduldig zu sein, wenn man jung ist! — In der heißen Sehnsucht nach vollem Glück, in den vielen kleinen, bitteren Enttäuschungen, auch den vielfachen Kränkungen, die das wirkliche Leben mit sich bringt, übersieht die Jugend die vielen kleinen Blümchen, die am Wege stehen; sie will ihre Jugend retten um jeden Preis. — Sonderbarerweise wird den meisten von uns erst ganz spät im Leben klar, daß die Jugendzeit sehr kurz ist und das Altern sehr lang! Es ist eine einfache Wahrheit; aber erst wenn wir selbst einziehen in das Land, auf dem die kühlen Schatten liegen, dann begreifen wir, was es heißt, mit leeren Händen einem einsamen Alter gegenüber zu stehen. Ich kenne manche alte Frau, die am einsamen Herd sitzt und auf Versäumtes zurücksieht; sie hat keine Blumen in den Händen, in dem stillen Raum ist wie ein leises, leises Klagen, — die kleinen Hausgeister sehen sie traurig an. . . .

* * *

In den achtziger Jahren brachte mich ein glücklicher Zufall in nähere Berührung mit Pater Odilo Rottmanner von St. Bonifaz; er ist mir dann wie so vielen während langer Jahre ein väterlicher Freund und treuer Berater gewesen. Es finden sich vielleicht auch unter meinen Lesern solche, die mit dankbarem Herzen sich an seine Güte und Geduld, an den hohen Flug seiner Gedanken, an sein warmes Christentum, an die Kraft und Klarheit, an die Weitherzigkeit seiner Führung erinnern, und die es freuen wird, in meinen Worten ein Echo längst vergangener Tage zu finden. Über den

großen Gelehrten, den berühmten Prediger ist nach seinem Tode manches geschrieben worden, über den Menschen selbst sehr wenig, und ich denke, es kann deshalb nicht schaden, persönliche Eindrücke festzuhalten. Pater Odilo war so vielseitig, daß der Versuch, einige Streiflichter auf sein Wesen und Wirken zu werfen, nicht leicht zur Wiederholung werden kann. Jeder von uns hat doch immer nur einzelnes zu erfassen vermocht, und jeder Natur ist er auf ganz bestimmte und persönliche Weise nahe getreten; er wollte nicht „führen", er wollte die Menschen zur Freiheit erziehen, aber unwillkürlich war sein Einfluß ein sehr bedeutender, auch bei selbständigen Charakteren; er war eben vor allem selbst eine „Persönlichkeit"; nichts war Schablone bei ihm, nichts „Richtung"; man hatte das Gefühl: das ist ein ganzer Mensch, der kraftvoll vertritt, was er sich selbst erkämpft. Seine Eigenart war es wohl, die am persönlichsten wirkte und manchmal auch in nicht günstigem Sinn. Es sind manche abgestoßen worden durch ein äußerliches Wesen, das ihnen nicht entsprach, aber das waren doch meist solche, die auf der Oberfläche blieben. Diese „Oberfläche" war, wie ich glaube, sehr viel von seinen kranken Nerven beeinflußt, die manchmal überreizt, aufgeregt, sehr oft müd und verstimmt waren. — In einem der dürftigen Nekrologe, der vor mir liegt, wird von den letzten drei Jahren seines Lebens gesprochen, die durch Krankheit schwer getrübt wurden. Diese drei Jahre waren auch wirklich sehr schlimm. Es war ein Leidensweg, der immer mehr ins Düstere zu führen schien, ein qualvolles Verkümmern. Aber wirklich ge-

sund war Pater Odilo nicht, solange ich ihn kannte; er hatte fortwährend mit kranken Nerven zu kämpfen, mit unbeschreiblich viel Quälereien, die ihn an freudiger Arbeit hemmten. Deshalb hatte er wohl auch so viel Geduld und Verständnis für alle krankhaften Veranlagungen; aber wie er selbst dieses tägliche Kreuz nur als Mittel zu weiterer Vervollkommnung betrachtete, so strebte er auch danach, seine Beichtkinder in diesem Sinn zu erziehen. „Seid gute Wechsler!" ermahnte er immer wieder. Dieses Wort des Heilandes wollte er in seiner höchsten Bedeutung aufgefaßt haben, wollte er auf alles angewendet wissen, vor allem wohl auf die Mühseligkeiten und Hemmungen, die eine schlechte Gesundheit mit sich bringt. — In Pater Odilos Grabrede finden sich nachfolgend seine eigenen Worte zitiert, die am besten ausdrücken, wie er dieses „Wechseln" gemeint; sie geben auch eine Ahnung davon, wie viel er selbst gelitten hat.

„Es gibt Leiden, die nach unserem Gefühl dem geistigen Leben mehr Nachteil als Gewinn bringen, weil sie uns die Wege und Mittel wegnehmen oder erschweren, die uns zum inneren Fortschritt unentbehrlich scheinen. Aber auch die verzweifeltsten Zustände sind nicht ohne Segen, weil sie uns die so selten ganz erreichten Tugenden der Demut und Sanftmut gleichsam mit Gewalt aufnötigen. Die inneren Demütigungen solcher Stürme gewöhnen uns daran, selbst den geringsten Menschen höher als uns selbst zu schätzen. . . ."

Wie hoch Pater Odilo körperliches Leiden einschätzte, wurde mir so deutlich klar an einem Nachmittag, wo

ich ihn in Neu-Wittelsbach besuchte, und er mir vom Leiden des Heilandes sprach, in einer Weise, die mir unvergeßlich geblieben ist. Pater Odilo war frisch und angeregt; es war kein mühsamer Druck auf seinem Denken; er sprach frei und schön, wie in seinen besten Augenblicken und mit innigster Überzeugung. Er stellte die Frage, warum der Heiland gerade den Kreuzestod als Vollendung seines Liebeswerkes gewählt? Man nehme gewöhnlich an, weil diese Todesart die schmachvollste und demütigendste gewesen sei; sie ist aber zugleich auch die qualvollste, weil sie ein langsames, allmähliches Absterben bedeutet, wo jede Nervenfaser mitleidet und mit abstirbt.

Etwas ganz Eigentümliches war es, zu beachten, wie Pater Odilo gewissen weiblichen Charakteren, ich möchte sagen mit einer Art Unbehagen gegenüberstand. Das Schillernde, Unruhige, was in den meisten weiblichen Veranlagungen liegt, ihre zu lebhafte Phantasie, ihr ewig „irrlichtelierendes" Gefühlsleben, das jedem Einfluß ausgesetzt ist, mit dem Sonnenschein und Wolkenschatten ihr Spiel treiben, eine gewisse Neigung, auf gewundenen Pfaden ihrem Ziel zuzustreben und dabei doch die merkwürdig feine Intuition, die bei so vielen Frauen Verstand und Vorbildung ersetzt, all dieses Widerspruchsvolle war seiner geraden, großangelegten Natur nicht recht verständlich. Ein gescheiter Engländer sagt einmal irgendwo: „The sexes are an eternal surprise to each other" —. Überraschend waren diese Frauennaturen für Pater Odilo natürlich nicht, aber man fühlte, daß er sich Mühe geben mußte, sie richtig

zu erfassen. Einer seiner klassischen Aussprüche ist im Unmut darüber entstanden: „Und die größte Gans ist doch eine Schlange!" Ein anderer Ausspruch hat ein feines, aber auch resigniertes Lächeln: „Wenn mich ein junges Mädchen wegen religiöser Skrupel um Rat frägt, habe ich immer Lust zu fragen . . . wie heißt Er?" — Wie viele solche geflügelte Worte existieren von ihm, die niemand notierte und die mehr und mehr der Vergessenheit anheimfallen! Auch so vieles Geistvolle, was aus dem reichen Schatz seines Wissens und Denkens belebend hervorsprudelte, verblaßt allmählich in der Erinnerung. Wie gern hätte ich so manches festgehalten, was er besonders über Newman und Shakespeare zu sagen wußte! Er hatte eine Kenntnis Shakespeares, ein feines Verständnis für jede Nuance der englischen, besonders der shakespearischen Sprache, die einen Engländer beschämt haben würde, und seine Begeisterung für Shakespeare war erfrischend. Wenn er mit jugendlicher Freude Shakespeare zitierte, so kam mir ein anderer Gelehrter in den Sinn, dem Shakespeare eine Art Evangelium geworden, und mit Staunen erfüllt es mich, zu beobachten, wie dieser unsterbliche Geist auf zwei so ganz verschiedene Menschen, die so ganz verschiedenen Richtungen angehören, dieselbe Wirkung ausübte. Moleschott erzählte oft meinem Vater von der für ihn wunderbaren Stunde, in der er Shakespeare zum erstenmal gelesen. Moleschott hatte ein unglaubliches Sprachentalent, eine absolute Abneigung gegen alle Übersetzungen und eine Sehnsucht, Shakespeare kennen zu lernen. So warf er sich als junger Heidelberger

Student, trotz seines enormen Fachstudiums, mit seiner ganzen Energie auf die englische Sprache und war in drei Monaten so weit, Shakespeare verstehen zu können. Da nahm er den „Sturm" in die Hand, und mit einer Art religiöser Ergriffenheit fing er, am offenen Fenster stehend, das schöne Heidelberger Land vor seinen Augen, zu lesen an, und je weiter er kam, desto mehr packte ihn die wundervolle Sprache — so, daß er schließlich niederkniete und kniend den „Sturm" zu Ende las! — Pater Odilo interessierte diese Anekdote in mancher Beziehung; mir war sie immer so bezeichnend für das jedem Menschen unbewußt innewohnende Bedürfnis anzubeten. — So vieles ist in meiner Erinnerung verblaßt aus jenen Jahren, aber der Grundton von Pater Odilos Wollen und Streben lebt in uns allen fort, die er erzogen, und diesen Grundton möchte ich in drei Worten zusammenfassen: „Freiheit, Licht und Frieden". Die so viel mißbrauchten und mißverstandenen Begriffe, Freiheit und Licht, wie schön wurden sie in seiner Auslegung! „Ihr seid teuer erkauft, werdet nicht Sklaven der Menschen!" Das war die Freiheit, zu der er jeden Menschen erziehen wollte, Freiheit von der Sklaverei der Sünde, der Vorurteile, der verkehrten Begriffe, aber auch die Freiheit, die nicht durch Zwang oder durch menschliche Rücksichten beeinflußt, frei das Gute wählt, sich freiwillig unterordnet in Gehorsam und Demut. — Licht war wohl das Wort, das man am häufigsten in seinen Predigten findet! Er hat gewiß wie alle Menschen, die im vollen Leben stehen, unzählige und bittere Enttäuschungen erlebt, aber an die siegreiche

Macht des Lichtes über jede Art von Finsternis hat er unentwegt geglaubt bis zum Ende. Um zu verstehen, was der Friede für ihn bedeutete, mußte man ihn von Mabillon reden hören, diesem gelehrtesten und friedvollsten aller Benediktiner, der in einem Streite zwischen Gelehrten lieber schwieg — „que de manquer à la charité" — der immer zum Frieden mahnte mit den schönen Worten: „Qu'il se souvienne que s'il est plus difficile de se defendre que d'accuser à plus forte raison, est-il plus facile de causer des blessures que de les guérir." — Mit diesen Worten, die auch Pater Odilo aus dem Herzen gesprochen waren, will ich auch diese Erinnerungen an den väterlichen Freund beschließen; er hat nun selbst, schon viele Jahre von allen irdischen „Hemmungen" befreit, das ewige Licht und den ewigen Frieden gefunden.

Und nun wird es auch wohl an der Zeit sein, diese „losen Blätter" zu beenden. Der neue Tag steht vor der Tür und das grelle Licht des 20. Jahrhunderts scheucht meine kleinen Plaudergeister in ihre dämmerigen Ecken zurück.

Werdegang.

Ueber meinem Kinderbett hing ein kleines silbernes Kruzifix und ein Portefeuillebild der Madonna della Sedia; beides kam mir von meiner Mutter; daneben hing ein Stich, Jesus mit der Ehebrecherin: „Und Jesus bückte sich und schrieb auf die Erde." Ich habe mich oft in meinem Bette aufgestellt, um die Worte zu lesen, die der Mann auf dem Bilde auf die Erde geschrieben. Diese geheimnisvollen Worte, die nie jemand uns wiedergegeben hat. — Geheimnisvoll und unverstanden blieb für mich auch der Sinn des Kreuzes. Man hat es mir nie erklärt, und erst nach und nach dämmerte es mir, daß dieses Symbol mit einer Religion zusammenhing, von der man in meines Vaters Hause nicht sprach. Meine Mutter war tot; ihr milder, weicher, frommer Einfluß fehlte dem ernsten Haus, das ganz unter dem Banne meines großen Vaters stand. Er war eine mächtige Natur, in ihrer ganz besonderen Eigenart nur als Engländer denkbar. Das starke Selbstbewußtsein des Engländers, das man kaum Stolz nennen kann, weil es so unwillkürlich und selbstverständlich aus der Erziehung hervorgeht, und des Engländers eigenartige, ich möchte sagen oft so kindliche Einseitigkeit waren bei meinem Vater gemildert durch sein

große Welt- und Menschenkenntnis, durch sein weitherziges Verständnis für alles Edle und Gute, auch wenn es nicht seine Sprache sprach. Seine Absonderlichkeiten, die absolute Gleichgültigkeit für alles Herkömmliche, für die Anschauungen und Urteile seiner Nebenmenschen, waren auch englisch und wurden nie schrullig und kleinlich. Man fühlte eben, das war eine große Natur, die auf eigenen Füßen ging. Er hatte auch die Gelehrsamkeit des englischen Gentleman, die auch auf so ganz eigenen Füßen steht und die den großen Zauber persönlichen Denkens, Urteilens und Empfindens behält, weil sie der eigentlichen Schulung entbehrt. — Schönheit war in gewissem Sinne Lebensbedürfnis für ihn, Schönheit der Natur, Schönheit der Formen, Schönheit der Sprache, Schönheit im Denken und Handeln. Alles Edle und Schöne spiegelte sich in seinem großen Geiste wider, und alles, was durch seine Hände ging, gestaltete sich wieder zu irgendeiner vollendeten Form; und doch, obgleich er alle edlen Handlungen bewunderte, glaube ich, daß freiwillige Armut, Opfer, Entsagung, kurz, alle eigentlichen christlichen Tugenden ihn ebenso befremdeten, wie sie dereinst der antiken Welt rätselhaft erschienen sind, und selbst die vollendete ethische Schönheit des Christentums ließ ihn kalt und brach sich an der Mauer, die ihn von jedem religiösen Empfinden abschloß. Er hatte eine unbegrenzte Verehrung für alle Menschen, deren Leben mit ihrem Glauben in Einklang stand, begegnete ihnen mit großer Zartheit und hörte ihnen ohne Widerspruch zu, wie er auch eine geradezu rührende Bescheidenheit hatte vor jedem posi-

tiven Wissen, vor jeder geistigen Arbeit. Menschen, die, wie das ja oft vorkam, dem zersetzenden Einfluß seines Verstandes keinen Widerstand leisteten, schätzte er, glaube ich, nicht hoch ein. Aber der dogmatische Glaube wie auch das Christentum selbst waren für ihn die Lüge. Diese Überzeugung beherrschte ihn so vollkommen, daß er, dessen verfeinerte (fastidous) Natur jeden Schmutz wie einen physischen Ekel empfand, in seiner Bewunderung Voltaires dessen niedrig-schmutzige Natur übersah. Ich glaube, daß seine puritanische Mutter, die er sehr geliebt, ihn in einem gewissen Abscheu vor jeder Religionsform auferzogen hatte; aber auch jedes religiöse Gefühl war seiner Natur fremd. „La velléité de tomber à genoux", wie Renan es nennt, war ihm ganz unverständlich. Er kannte nur das männliche, stolze Ertragen des Unabänderlichen, wie es dem alten Römer eigen war, und wie die alten Römer konnte er sehr stolz und hart sein. Selbstbeherrschung, Selstdisziplin und absolute Wahrhaftigkeit waren für ihn die Grundprinzipien des Lebens und der Erziehung, und das macht leicht hart. Aber nie hat man umsonst an sein Gerechtigkeitsgefühl appelliert, oder hat er einer gegnerischen Überzeugung, wenn sie ihm frei gegenübertrat, seine Achtung versagt. — Ob meine sanfte Mutter, die er so über alles liebte, in religiösen Dingen einen Einfluß gehabt hätte? Er hatte anstandslos die katholische Taufe der Kinder zugegeben. Da aber meine Mutter gleich nach meiner Geburt die Augen schloß, wurde ich wohl katholisch getauft, aber in der Erziehung duldete er keine Einrede mehr. Er vertrat die

Ansicht, daß ein Kind frei von jeder religiösen Bevormundung aufwachsen müsse, um später als reifer Mensch die ihm passende Religionsform wählen zu können.

Als ich sieben Jahre alt war, sprach mir meine Großmutter zum erstenmal von meiner Mutter und zeigte mir das Bild des jungen Mädchens im weißen Kleid, mit der weißen Blume im blonden Haar und den wundervollen braunen Augen. An diesem Tag begann mit einem Schlag mein bewußtes inneres Leben, und von diesem Tage an trug ich wie in einem verborgenen Schrein die Liebe und das Denken an sie in meinem Kinderherzen und hütete es wie ein Heiligtum. Dieses Verhältnis zu der geliebten Toten klingt fast unnatürlich — und doch muß ich es schildern so, wie es war, denn mein späteres religiöses Leben, ja ich möchte sagen mein ganzer merkwürdiger Werdegang, wurzelt in dieser Liebe und in der Sehnsucht nach ihr. Hier setzt der wunderbare Einfluß ein, der mich auf verschlungenen Pfaden schließlich zum Heiland geführt hat. Man kann darüber denken, wie man will; man kann es schließlich natürlich finden, daß ein Kind so leidenschaftlich den Weg zu der nie gekannten Mutter sucht, oder man kann an das Wunder der Mutterliebe glauben, für die es keinen Tod und keine Trennung gibt; ich weiß es nicht, ich versuche nicht zu erklären, versuche nur wahrheitsgetreu zu schildern, was ich jetzt noch klar und deutlich empfinde. Ich war ein sehr heftiges, leidenschaftliches Kind, sehr verschlossen, sehr schwer zu erziehen; ich liebte wilde Spiele mit wilden Buben, konnte dann wieder Stunden mit meinen

Büchern und wachen Träumen im Waldesschatten liegen. — Aber unter all diesem Kindestreiben lebte still im innersten Herzen die heiße Liebe fort wie ein verborgenes Glück. Ich fühlte meine Mutter immer da, immer ganz mein, als wären wir zwei allein auf der Welt; es war mir selbstverständlich, mit ihr zu reden, und einige Male glaubte ich sie zu sehen. Wenn die Menschen von den Verstorbenen sprachen, so sagten sie, sie sind im Himmel. Das gab mir viel zu denken. Ich trachtete es mir vorzustellen, wie es dort sein müsse, wo meine Mutter war, und suchte in meinen Büchern nach; was ich aber in meinen Mythologien fand, schien mir nie schön genug für sie. Daß Achilles' Schatten Blut trinken muß, um nur auf Stunden ein Scheinleben zu erlangen, verletzte mein heiligstes Empfinden; ich konnte mir meine Mutter nicht anders vorstellen, als wie ich sie auf dem Bilde sah mit der weißen Blume im blonden Haar. In meinem neunten Jahr führte man mich zu ihrem Sarg, der in der kleinen Gruft freistehend, mit toten Kränzen bedeckt, schwarz und still vor mir lag. Ich hatte das Gefühl, das sei etwas, das zu ihr gehörte, und hätte den Sarg gern gestreichelt, aber sie war das nicht, das wußte ich. Es gab ja nichts Lebendigeres für mich als meine tote Mutter.

Mit sieben Jahren fing ich auch an zu lesen, und diese Kinderlektüre war ein originelles Gemisch. Ich weiß nicht recht, wer sie überwachte; ich erinnere mich hauptsächlich in diesen ersten Jahren auf die griechische Mythologie und römische Sagenwelt, auf Auszüge aus

Homer und auf Schillers Dramen. Wie alle Engländer liebte mein Vater seine Klassiker und war mit den Helden Homers auf vertrautestem Fuß, und meine nur zu rege Phantasie fand in Homer reichste Nahrung. Es kamen mir aber noch genug andere Bücher in die Hand, denn meine Lesewut war unersättlich, und oft genug konnte man mich in der geliebten Bibliothek finden, in der mein Vater den größten Teil des Tages zubrachte, in irgendeinem Winkel kauernd, versunken in irgendeinen Folianten! Mein Vater las auch viel vor, am liebsten Shakespeare und Goethe, und seine klangvolle Stimme gab Shakespeares Gestalten wunderbares Leben. Und so bin ich unter den großen Geistern aufgewachsen, die seine ständigen Begleiter waren. Es wurde auch vor mir über alle Tagesfragen diskutiert, neue und alte Probleme erörtert. Damals begannen die Naturwissenschaften ihre siegreiche Entfaltung. Moleschott war oft wochenlang ein Gast des Hauses, und die Wunder des Mikroskop, der Spektralanalyse, der chemischen „Verbindungen" gaben mir eine Ahnung von den Wundern des Weltalls. So wurde auch der Verstand zu all dem Geheimnisvollen, was uns umgab, hingezogen, und unzählig waren die Fragen, die ich mir stellte, nach dem Urgrund aller Dinge. Unvergeßlich ist mir, wie mein Vater eines Abends von dem Leuchten der Sterne sprach und mir erklärte, daß das Licht, das wir sehen, Jahrhunderte gebraucht habe auf seiner Wanderung durch das Weltall, bis es unserem Auge sichtbar werden konnte. Die Lehre der Ätherschwingungen begriff ich nur halb, meine Phantasie aber träumte

wunderbare Dinge von dem weiten Wandern zerstreuter Lichtfunken, die von irgendeinem großen Lichtzentrum zur Erde gesandt wurden. Dann grübelte ich wieder darüber nach, wie sich all das Wunderbare selbst erschaffen haben sollte — ein Sandkorn mußte doch wenigstens zuerst dagewesen sein? Ich lernte leicht und gern, faßte eine wahre Leidenschaft zum Altertum und wurde geschichtlich nun auch mit dem Christentum bekannt. Die Überwindung des Heidentums und der antiken Welt durch das Christentum war mir nicht recht verständlich. Das Geheimnis des Kreuzes, der Geist der Demut, der Feindesliebe war meinem in den Begriffen des Altertums wurzelnden Empfinden etwas ganz Fremdes. Vom Heiland selbst, außer als geschichtlichem Faktor, war nie die Rede. Seine Lehre war für mich nur eine der verschiedenen religiösen Phasen, die von Zeit zu Zeit die Menschheit in Streit und Widerstreit stürzen und Stürme des Fanatismus hervorrufen. Einmal begegnete ich in einem Wartezimmer einem Buch, in dem das Wort stand: „Kommet zu mir, ihr alle, die ihr mühselig und beladen seid!" Das ergriff mich tief; ich wollte aber nicht fragen, wer das war, der so sprechen konnte, mit solcher Autorität und solcher Milde zugleich.

In meinem dreizehnten Jahre kam ein großer Kummer über mich, mit dem ich innerlich nicht fertig werden konnte. Ich war ja wehrlos dem Leben gegenüber. Die Liebe zu meiner Mutter war eine Kraft zum Guten, eine Kraft des Lebens; eine Kraft des Trostes war sie nicht. Ich wurde krank und erholte mich nur

langsam. Da trat in meinem vierzehnten Jahr ein neuer Einfluß in mein Leben. Mein Vater hatte sich bald nach seiner Ansiedlung in der Schweiz (also in meiner frühesten Kindheit) sehr angefreundet mit einer Familie R . . ., die am Vierwaldstätter See lebte. Das urgemütliche Haus, das sie bewohnten, malerisch durch seine altertümlichen Erker und Giebel, lag, von hohen, alten Linden umschattet, auf einer Höhe über dem See und hatte eine wundervolle Fernsicht auf die geliebten Berge. Es war ein Milieu, wie man es öfters in der Schweiz findet. In einem schönen Rahmen, tüchtige, verständige, etwas nüchtern veranlagte Menschen, die ein starker französischer Einschlag vor schweizerischer Schwerfälligkeit bewahrt — On aime la bonne chère et le mot pour rire, und ist heiterem Lebensgenusse nicht abhold. Gute Rechner, die mit festen Füßen auf dem Heimatboden stehen, haben die Schweizer dabei einen weiten Blick für große Politik und für alle weltbewegenden Fragen. Der älteste Sohn, eine innerliche, etwas einsame Natur, wuchs in dieser Umwelt auf, ohne zu ihr zu gehören. Mein Vater nahm ein ganz besonderes Interesse an dem jungen Menschen, bei dem er die gleichen geistigen Neigungen fand. Paul hatte auch den Hang zur „Bücherei", war noch voll junger Ideale und Schönheitsdrang, trotz seiner ernsten Lebensauffassung ein liebenswürdig heiterer Gesellschafter, besonders für uns Kinder; er war zwölf Jahre älter als sein jüngerer Bruder und ich, und dennoch gab er sich sehr viel mit uns ab, und wir brachten ihm zerbrochenes Spielzeug und brennende Fragen! Besonders für mich

hatte er eine unerschöpfliche Güte und sprach und forschte und zog das verschlossene Kind, so viel er konnte, an sich heran, so daß ich ihm vertraut wurde wie einem älteren Bruder. Wie er nun im Sommer 1861 zu uns kam, hatten wir uns zwei Jahre nicht gesehen. Er hatte große Reisen gemacht, kam viel ernster, viel reifer davon zurück; mich fand er halberwachsen, verschlossen, verbittert und so unglücklich, wie es eben nur Kinder manchmal sein können. Was wohl kein anderer junger Mann von 26 Jahren getan hätte, für Paul war es etwas Selbstverständliches, abgesehen von unserer Kinderfreundschaft, sich dieses kranken Gemütes anzunehmen und es dem jungen Leben zurückzugeben. Er kannte die merkwürdigen Verhältnisse des Hauses genau, und obgleich er meinen Vater sehr verehrte, sagte ihm sein gesunder Sinn, daß man dem Einfluß dieser Erziehung entgegenarbeiten mußte, um zu heilen und zu retten. Er selbst hatte sich durch Jahre des Zweifels aus einer Atmosphäre oberflächlichen religiösen Lebens zu tiefem, warmem, ihn ganz erfüllendem Glauben durchgerungen und konnte sehr gut beurteilen, was es unter den eigenartigen Verhältnissen meines Vaterhauses, bei meinem komplizierten, schwierigen Charakter und ganz eigentümlich entwickelten Gefühlsleben für mich bedeuten würde, zu glauben, zu hoffen und zu lieben! Aber er war sich auch der Schwierigkeiten bewußt, die ihm begegnen würden. — Als Kind soll ich einmal gesagt haben: „Ich weiß zu viel und zu wenig, das macht mir das Kopfweh.“ Mit diesem „Zuviel und Zuwenig“ mußte Paul rechnen, und mit

einer rührenden Zartheit, einer unerschöpflichen Geduld trachtete er, den Boden vorzubereiten für die Saat der Ewigkeit. Es war kein gut bearbeiteter Boden, den er vorfand. „Schwere Steine", unglaubliches Geröll lag auf der weichen, jungen Erde und hielt die belebenden Sonnenstrahlen von ihr ab. Er fing damit an, mir von Gott zu sprechen und durch die Schönheit der geliebten Schweizer Heimat, durch die Wunder der Schöpfung mich zum Schöpfer zu führen, der uns die Sehnsucht nach ewiger Schönheit ins Herz gelegt. Ganz allmählich kam er dann zu dem einen, den Gott gesandt, um uns den Weg zu zeigen, der zum Vater führt. Gott als unsern Vater erkennen und seiner unermeßlichen, unbegreiflichen Liebe vertrauen, das war die Summe der Lehre, die er mir für den Anfang ins Herz legen wollte. Paul ahnte nicht, wie nah das Ende dieses Anfangs vor uns stand, aber für eine Seele wie die seinige ist ja alles menschliche „Tun" nur ein „Anfang", den man vertrauensvoll in Gottes Hände legt, damit er das Werk vollende; und dieses Vertrauen zu dem Vater im Himmel, das suchte er mir vor allem klarzumachen; das kindliche, frohe, felsenfeste Vertrauen war für ihn die Wurzel alles Glaubens. Ich erinnere mich sehr gut auf eines seiner Worte: „Lassen Sie jetzt nur einmal den Verstand beiseite, il se débat dans le vide, vor einem Problem, das er nicht lösen kann, und öffnen Sie weit das Herz, um die frohe Botschaft darin aufzunehmen!" Ein langes Leben liegt zwischen dem Heute und diesen jungen, vergangenen Tagen, und doch fühle ich jetzt noch den Frühlings-

zauber dieses Erwachens. Paul sprach nicht viel über das, was ihm am meisten am Herzen lag; er mußte und wollte mir Zeit lassen, all das Neue in mir aufzunehmen und langsam zu verarbeiten. Was er von mir wollte, war ja ein vollständiges Umarbeiten feststehender Begriffe. Mehr noch als seine Worte wirkte sein ganzes Wesen auf mich ein und auch auf meinen Vater. Es ging wie Tauwind durch das kalte, ernste Haus. Eine klare Heiterkeit, etwas Gutes, Frohes war um ihn, aber unter seiner lieben, entgegenkommenden Art empfand man deutlich einen starken, auf ein festes Ziel gerichteten Willen; ich fühlte instinktiv: Er war eins mit seinem Gott, und wenn mir auch manches schwer verständlich schien, so zog mich doch schon ein tiefes Sehnen nach seinem Frieden. Im Herbst brachten wir dann einige Zeit bei seinen Eltern zu; es waren schöne Tage. Paul sprach nicht mehr viel über ernste Dinge mit mir; ich glaube, er wollte mich vor allem heiter sehen, und wir wußten beide wohl schon, daß seine Worte nicht mehr aus meinem Herzen verschwinden würden. Ehe wir Abschied nahmen, sagte er: „Ich gebe Ihnen als Wahlspruch Ihres Lebens ‚Durch Nacht zum Licht'. Halten Sie in finstern Tagen am Lichte fest, an der Hoffnung, an der Freude!" Paul ging für den Winter nach Ägypten, wir nach Nizza. Als wir im April zurückkehrten, wurde auch er bald erwartet. Aber er brachte den Typhuskeim aus dem heißen Klima mit und starb drei Wochen nach seiner Heimkehr. Es war ein tiefer Schmerz für mich, den treuen Freund zu verlieren; aber etwas von seiner friedvollen Heiter-

keit schien auch im Tode noch fortzuwirken. Als ich an seinem Grabe stand, da sprach das große, weiße Kreuz trostvoll zu mir von dem äußeren Verlust, der sich in inneren, unvergänglichen Reichtum verwandelt — wie damals in der Trauer um meine Mutter —

„I felt though left alone
His being working in mine own
The footsteps of his life in mine“ — — —

Durch Pauls Tod wurde aber auch das religiöse Gefühl vertieft und geklärt, und das, was er für mich noch auf dem Herzen hatte, das predigten nun die Einsamkeit und die Erinnerung. — Aber ebenso selbstverständlich blieb ich auf dem Punkte stehen, wo seine Lehre aufgehört. Mein Gott und ich waren gleichsam allein auf der Welt, kein Buch erzählte mir von den verschiedenen Religionsformen oder vom Heiland selbst. — Gleich nach Pauls Tod entschloß ich mich zu einem für mich wichtigen Schritt, und dieser Schritt brachte mich in Verbindung mit einer herrlichen, alten Frau, die dann für kurze Zeit Pauls Werk weiterführte. Lady C . . . war eine unserer Nachbarn; sie hatte sich als Witwe mit ihren Kindern in der Schweiz angesiedelt. Sie war immer mütterlich freundlich für mich gewesen, doch hatte ich sie bis jetzt immer nur bei Kinderfesten oder dergleichen gesehen. Ich wußte, daß mein Vater sie außerordentlich hoch hielt, auch wegen ihres enormen Wissens und der Charakterstärke, mit der sie schwere Schicksale getragen hatte; ich ahnte, daß sie sehr gut und sehr fromm und sehr klug war. So faßte ich mir ein Herz und schrieb an sie, ich hätte

glauben gelernt und könnte ohne diesen Glauben jetzt nicht mehr sein; aber ich wüßte nicht, ob ich glauben dürfe wegen meines Vaters; jedenfalls meinte ich, ich müßte es ihm sagen, um nicht unwahr zu sein. Lady C . . . schrieb mir eine reizende Antwort; mütterlich sprach sie zu dem einsamen Kind und in einer reiferen Sprache zu dem jungen Wesen, dessen frühzeitige Entwicklung sie mit rührender Zartheit behandelte. Sie sagte, daß ich vor allem recht hätte, an Aufrichtigkeit und Wahrheit festzuhalten, und daß man sich seines Glaubens und seines Gottes nicht schämen dürfe. Ich könnte aber ganz ruhig sein; mein Vater würde keine Einwendung machen; im Gegenteil meinen Freimut und meine Überzeugung achten und meiner weiteren religiösen Entwicklung gewiß nichts in den Weg legen. Dann sprach sie mit hoher Achtung von meinem Vater, auch von seinen Eigenheiten; wenn sie auch anderer Ansicht sei als er, auch was Erziehung beträfe, so wisse sie doch, daß seinen eigentümlichen Ideen nur edle Motive zugrunde lägen. — Kurze Zeit darauf sprach Lady C . . . mit meinem Vater, und von diesem Tage an hörte ich nie mehr ein Wort aus seinem Munde, das meinen Glauben hätte verletzen können. Wahrscheinlich auf Veranlassung von Lady C . . . bekam ich nun auch Religionsstunden von einem freundlichen alten Pfarrer. Aber da diese Stunden sich nur um das Alte Testament drehten und im Herbst wegen Erkrankung des Pfarrers aufhörten, so kam ich wieder nicht über die Anfangsgründe hinaus. So verging der Winter. — Im März kam Lady C . . . auf sechs

Wochen zu uns und mit ihr das Christentum. Zum ersten Male bekam ich eine Bibel in die Hand, zum ersten Male betete ich mit ihr das Vaterunser. Ich glaube nicht, daß man sich einen Begriff davon machen kann, was es heißt, wenn sich diese Wunderwelt plötzlich einem 16jährigen Gemüt erschließt. — Es war auch die große Sprache, die mich packte, die prachtvollen Bilder, die tiefe mystische Poesie. Aber vor allem war es doch wieder der Einfluß der von großen Prüfungen und Erfahrungen gereiften Seele, der auf mich einwirkte, und die mir den Sinn der Lehre des Heilands eröffnete. Ich hatte aber auch da noch so viel zu lernen, vor allem so viel umzulernen, und auch hier wieder war die Zeit so kurz. Im Mai erkrankte Lady C . . . als eines der ersten Opfer der damals noch fast unbekannten Diphtherie und starb in wenigen Tagen. Das war noch ein härterer Schlag als Pauls Tod. Ich war kein Kind mehr und erkannte voll und ganz, was der Verlust dieser mütterlichen Frau für mich bedeutete — für meine 16 Jahre! —

Nun war ich wieder allein mit meinem Gott, aber ich hatte gelernt, das Vaterunser zu beten, und ich hatte meine Bibel und ein anglikanisches Prayerbook (d. h. das Ritual der anglikanischen Kirche), und so baute ich mir nun mit ungeschulten und ungeschickten Händen einen inneren Tempel auf, in dem ich meinen Gottesdienst hielt und auch bis auf einen gewissen Grad dem Kirchenjahr folgte. Dieser innere Tempel, der meinem Gott und meinen Toten gehörte, blieb unberührt von allen Entwicklungsphasen des weiter-

schreitenden Lebens. — Ich wurde mit 16 Jahren schon mehr oder weniger als Erwachsene behandelt, und mehr und mehr lenkten mich neues heiteres Treiben, die verschiedensten Menschen und Vergnügungen auf ganz andere Bahnen. Die Welt kam mir freundlich entgegen und von meiner so abgeschlossenen Bergeshöh' und von meinem mich so ausfüllenden schwärmerischen Kinderglauben ging es nun in die meist oberflächliche Alltagsexistenz der Menschen hinein und ließ mir nicht viel Zeit zur Vertiefung. Renans „Vie de Jesus" kam mir damals in die Hände und ist vielleicht das einzige Buch dieser Jahre, das mein religiöses Denken anregte. Der Zauber von Renans Sprache war für mich mit meinem ausgesprochenen Verlangen nach Formenschönheit an und für sich hinreißend, und ich prüfte nicht lange, ob seine Auffassung von der Gottheit meinem festen Glauben an einen persönlichen Gott entsprach. Newman sagt: „Der Zweck der Bildung ist das Vergleichenkönnen." Diese Bildung fehlte mir gänzlich, und so frug ich auch nicht lange, ob Renans schwer zu definierender Gottesbegriff nicht in das Gebiet der schönen Phrasen gehörte. Was die Kritik der Evangelien anbelangte, so konnte ich dagegen natürlich in keiner Weise aufkommen und mußte sie über mich ergehen lassen, aber seine ganze Auffassung des Heilandes kam mir unlogisch und verletzend vor. Soviel ich verstehen konnte, ließ Renan die Frage offen, ob Jesus halb und halb sich und andere täuschen wollte. Das Wichtigste aber von allem, die Beweise, die Renan gegen die Gottheit Christi ins Feld führt, die machten

auf mich relativ wenig Eindruck, weil meinem lückenhaften Bildungsweg jede Belehrung über diesen transzendentalen Punkt gefehlt hatte. Der Heiland war für mich der gottgesandte Mittler, und das genügte mir. Renans Zerpflücken des Johannes-Evangeliums bestärkte mich aber wohl in dieser Auffassung, und dadurch wurde, was ich damals natürlich nicht ahnen konnte, mein Glaubensleben an jeder Weiterentwicklung gehemmt und gleichsam verknöchert und es bedurfte ganz besonders eingreifender Schicksale, um mich aus der Enge und Armut meiner Unwissenheit „ins Weite zu führen", in den Reichtum des vollen Glaubenslebens.

Einen Sommer brachte ich in England zu und ging dort mit meinen Verwandten in die Anglikanische Kirche. Mein Onkel Norbert, dem meine Freigeisterei kein Vergnügen machte, schrieb mir damals, ob ich mich vielleicht der Englischen Kirche anpassen wollte? Das leuchtete mir aber absolut nicht ein, und von der Höhe meiner 18jährigen Weisheit antwortete ich ihm ungefähr folgendes:

„Nein, die Kirche gefällt mir gar nicht, und ich habe das Gefühl, daß es eine Unwahrheit ist, mich dort zu befinden, denn ich kann an nichts teilnehmen. Weißt Du, da sind Menschen, und über diesen Menschen steht ein anderer Mensch, der mir etwas vorerzählt, was mich entweder langweilt oder ärgert, und das gemeinsame Beten ist mir unsympathisch, und die Musik stört mich im Denken. Da bin ich doch viel lieber mit meinem Gott allein." — Was ich mir vielleicht selbst nicht einmal klar machte, war, daß das Bitten im Gebet

meinem unbeschreiblichen Hochmut gegen den Streich ging. Das Flehen um Hilfe kam mir wie Charakterschwäche vor. — — Und so verging wieder ein Jahr, und der Sommer brachte uns den bösen Krieg zwischen Österreich und Preußen, von dem wir alten 66er zeitlebens die Narben mit uns herumtragen werden. Ich hing ja mit allen Fibern an dem Heimatland meiner Mutter, an all den lieben Verwandten, bei denen ich so viel glückliche Zeiten verlebt hatte. Auch mein Vater war dem Herzen nach Österreicher, so weit es eben für einen Engländer möglich ist, ein zweites Vaterland zu adoptieren. Dieser Sommer traf mich ohnedies in einer kranken Phase von Zerfahrenheit und Unruhe; es war wie eine Strömung, die mich leise immer weiter von dem Frieden meiner Toten, von meiner Mutter wegzog. Ich kämpfte dagegen, denn auch nur die leiseste Entfremdung von meiner Mutter war eine Qual. Als ich dann im Herbst für den ganzen Winter nach Böhmen kam, zog es mich mächtiger als je zu ihr und zu allem, was ihr nahegestanden, und da kam es mir nach und nach, ob die katholische Kirche, die Kirche, der sie angehört hatte, und von der ich ja nahezu nichts wußte, mir doch vielleicht helfen könnte in dem mühsamen Ringen nach innerem Frieden, in den mühsamen inneren Kämpfen. Ich war zwar in dem festen Begriff aufgewachsen, daß es für die denkenden Menschen unmöglich sei, katholisch zu werden, aber ich war in einer Verfassung, wo man imstande ist, vieles zu überwinden. Und so wandte ich mich an eine meiner Tanten um Rat. Sie machte keinerlei Be-

merkung zu meinem Wunsch, so wie überhaupt meine Verwandten nie auch nur mit einem Wort versuchten, mich zu beeinflussen; aber sie verschaffte mir einige Stunden bei einem befreundeten Geistlichen. Von diesen Stunden ist mir keine Erinnerung geblieben als die rührende Geduld, mit der mein Lehrer meine unglaublichen Fragen beantwortete. Bald darauf verlobte ich mich und heiratete im Sommer. Komischerweise wünschte ich die katholische Kindererziehung und freute mich auf die katholische Trauung; ein Beweis, wie es mich trotz allen „Nichtverstehens" — zur katholischen Kirche hinzog.

— — — — — — — —

Durch meine Verheiratung im Sommer 1867 kam ich in eine ganz katholische Umwelt. Sowohl auf dem Lande wie in der Welt und den neuen Freundschaften, auch zu lieben alten Damen, die ganz besonders liebevoll für mich waren und bei denen ich unbewußt sehr viel lernte. Nirgends ließ man mich fühlen, daß ich nicht „dazu" gehörte; man sprach und handelte ganz unbefangen in meiner Gegenwart, und ich machte bei meinen Besuchen auf dem Lande, so gewiß selbstverständlich alle Privatandachten, das Beten mit den Kindern usw., kurz das katholische Leben mit. Aber trotz aller freundlichen Aufnahme hatte ich doch das deutliche Gefühl, nirgends recht hinzupassen. Die innerlich abgeschlossene Atmosphäre meines Vaterhauses, mein so ganz eigentümlicher, einseitig aufgebauter Entwicklungsgang waren keine erleichternde Vorbereitung für das

Außenleben, in dem ich nun nach verschiedenen Seiten hin einen Platz einzunehmen hatte. Da fühlte ich zum erstenmal die Schwierigkeiten, die sich in der Welt an alles Absonderliche knüpfen, und erkannte zugleich die Wohltat, die es sein müßte, einem festen Gefüge anzugehören. Von allen Seiten stürmten neue Eindrücke auf mich ein. Weltleben im Winter, viel Sommergeselligkeit, größere Reisen, Wochen an der Nordsee, dazwischen Wintermonate in Cannes, wo ich in meines Vaters Hause die alte geistige Atmosphäre wiederfand, das alles riß mich aus meiner Traumwelt heraus; es war ein Dasein von Kontrasten, in dem ich mich bewegte, in dem die Genußsucht der Jugend mit tiefem, innerm Unbefriedigtsein abwechselte. So kam mir nach und nach eine wirkliche Sehnsucht, mich irgendwie an gleichdenkende Menschen anschließen zu dürfen, um nicht so ganz allein zu stehen und in gewisser Beziehung auch für mein inneres Leben festeren Boden unter den Füßen zu haben. — Der Protestantismus, soviel ich damals davon wußte, schien mir das einzige zu sein, in dem auch ein so sehr flüssiger Begriff wie mein Glaube einen geschützten Platz finden konnte. Er erschien mir wie eine Art Sammelname, ein Begriff, der auf liebevollste Weise hundert Schattierungen des Glaubenslebens in sich aufnahm und mit seinem Namen deckte; man mußte Christ sein, das war genug, und man konnte sich sogar Christ nennen, ohne an die Gottheit Christi zu glauben. Und so benützte ich eine Frühjahrsreise an den Bodensee, um mich in der Schweiz in die reformierte Kirche aufnehmen

zu lassen. Daß ich aber doch mehr suchte und zu finden hoffte als nur eine äußere Form, hätte mir klar werden können, da ich nach meiner Aufnahme mit einem so eigenwehen Gefühl von Kälte und Enttäuschung nach Deutschland zurückkehrte. Und es war doch alles so poetisch gewesen, so verknüpft mit Kindheit und Jugend. Der alte Pfarrer, der mir eine Zeitlang Unterricht erteilt, dessen ehrwürdige Gestalt mir eine Erinnerung war an unvergeßliche Jugendzeiten, das stille Schweizer Dorf, umgeben von den Heimatbergen, dazu ein warmer Frühlingstag allein mit meinen Gedanken und Träumen. Und dennoch? Wie fehlerhaft dieser Schritt für mich war, welch bitteres Unrecht ich mit meiner kurzsichtigen Beurteilung auch dem Protestantismus angetan, das war ich wohl damals gar nicht imstande zu erkennen. Ich frug niemand um Rat, sprach nur zuletzt mit einer klugen, erfahrenen alten Frau, einer frommen Protestantin, die mich seit meiner Kindheit kannte, über den Schritt, den ich vorhatte. — Sie sagte mir viele Jahre später: „Du machtest mir damals schon den Eindruck, katholisch zu sein. Aber Gottes Fügungen in deinem Leben waren so auffallend, daß ich mich nicht getraute, dir eine Bemerkung zu machen, du hättest es mir auch nicht geglaubt. Ich war überzeugt, daß du den Weg zum Heiland finden würdest, so oder so, und das war doch die Hauptsache.“ Meine gute, alte Freundin hatte wohl recht gesehen, denn es war die große katholische Bewegung, welche plötzlich die Welt in Aufregung versetzte, die auch mich aus meiner geistigen Abgeschlos-

senheit wachrief und zum erstenmal Verstand und Kritik in Glaubenssachen aufs lebhafteste anregte, die Unfehlbarkeitserklärung und der Kulturkampf.

In unserm jungen Kreis war wenig Interesse für diese aufregende Zeit, aber es lag in der Luft, und einige ältere Herren brachten auch in die Salons eine gewisse Propaganda gegen die Unfehlbarkeit hinein. Diese Herren gehörten zu dem mir verhaßten verschwommenen deutschen Liberalismus. Ich war nicht umsonst als Tory aufgewachsen, und hinter diesem Liberalismus witterte ich natürlich auch preußischen Einfluß. — Und so komisch es eigentlich für mich war, mich über die Unfehlbarkeitsdebatten aufzuregen, von denen ich natürlich nicht das erste Wort verstand, nahm ich augenblicklich Partei für Rom gegen die Altkatholiken, noch ehe sie sich selbst so nannten, wohl anfänglich, weil es mir eine von Preußen ausgehende Bewegung schien und dieselbe gegen altes Herkommen und Tradition gerichtet war. Ich las den „Janus" mit größtem Interesse, fand die Logik absolut falsch und konnte in meiner Einfalt gar nicht verstehen, warum sich die Katholiken in diesen Kampf hineinziehen ließen. — Wie nun der Kulturkampf und die von Preußen unterstützte Altkatholikenbewegung losbrach, da triumphierte ich und warf mich mit leidenschaftlichem Eifer ins Zeug. — Es war nicht nur mein Haß gegen Preußen, mein entrüsteter Haß gegen Bismarck und seine schreiende Ungerechtigkeit gegen die armen preußischen Katholiken, seine höhnische Vergewaltigung der Seelen und der persönlichen Freiheit;

es schien mir auch eine unbegreifliche Torheit und Verblendung des großen Staatsmannes, mit solchen Mitteln gegen die katholische Kirche kämpfen zu wollen. Hatte man je eine geistige Macht mit der Polizei nutzbringend bekämpft? — Ich las nur noch die „Germania" und Schriften, die auf die einschlägigen Fragen Bezug hatten, freute mich, in Rankes „Geschichte der Päpste" eine scharfe Verurteilung der durch die deutschen Fürsten geleiteten Reformbewegung zu finden, und trachtete, mich nebenbei auch etwas über die geschichtliche Entwicklung der Kirche zu unterrichten. Eine Freundin sagte mir damals: „Du bist auf dem besten Weg, katholisch zu werden!" Das ärgerte mich; man brauchte doch nicht gleich katholisch zu werden, wenn man Sinn hatte für die Logik der Weltgeschichte und sich über Ungerechtigkeiten empörte!

Einen großen Eindruck machte mir die Vorrede zu Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom". Die prachtvolle Abhandlung über die providentielle Stellung Roms in der Weltgeschichte öffnete mir den Blick für die großen Linien, in denen Gott Geschichte schreibt; zum erstenmal kam mir die Ahnung, daß man an eine große historische Umwälzung nicht mit kindlicher Unwissenheit herantreten dürfe, und so begann ein ganz langsames Kennenlernen einer ganz fremden Welt und Lebensanschauung und ebenso langsam auch ein fast unbewußtes Ablegen einer Unmasse von vorgefaßten Meinungen; allmählich dämmerte mir der logische Zusammenhang gewisser Wahrheiten. Sehr früh überraschte mich der Vergleich der katholischen Kirche mit

einem Gebäude, in dem jedes Steinchen seinen ihm angewiesenen Platz einnimmt und nicht entfernt werden kann, ohne dem Ganzen Schaden zuzufügen — où tout se tient. — Das viel angefeindete Dogma vom Fegfeuer schien mir vor allem zu diesen Steinchen zu gehören. Wie der Protestantismus ohne Fegfeuer durchkam, war mir ganz unverständlich, es machte mir den Eindruck eines fehlenden Gliedes, einer zerrissenen Kette. Und warum wollten sie uns den Trost nehmen, für die Verstorbenen zu beten? Das Bedürfnis danach wurzelt doch so tief im Menschenherzen. Es konnte nicht Gottes Wille sein, uns jede Möglichkeit zu nehmen, unseren Verstorbenen noch Beweise unserer Liebe zu geben. Wenn es mir nicht ganz widersinnig vorgekommen wäre, ich hätte schon in diesen frühen Jahren viele Messen für meine Verstorbenen lesen lassen. Überhaupt, wie manches Katholische hätte ich damals getan, wenn ich meinem unlogischen und doch richtigen Empfinden gefolgt wäre, wenn nicht die Angst vor dem „Andächtigschwärmen" mich wie in einem Banne festgehalten.

Damals brachte ich schon oft stille Augenblicke in katholischen Kirchen zu und kam mit einem tiefen Ruhegefühl ins unruhige Leben zurück. Wie oft dachte ich, es muß gut sein, diese Heimat zu haben! Einmal war ich zwei Tage in Sacré Coeur in Riedenburg, um meine Schwägerin wiederzusehen. Man nahm mich sehr liebevoll auf — und es war mir wie ein Losreißen, den Klosterfrieden verlassen zu müssen, und doch verstand ich den Zauber nicht, der auf mich wirkte,

ahnte nicht, was mich so mächtig anzog. Ich fühlte nur, welche Kraft und Ruhe darin lag, wenn das ganze Leben, aus einem Guß gestaltet, in einem mächtigen Gefühl aufgeht. — Ja manchmal kamen Augenblicke, wo ein Wort, ein Lächeln, der Ausdruck ernster Augen mir von einer Glaubenswelt sprach, deren innerster Kern mir rätselhaft blieb. So manche Menschen streuten damals Samenkörner aus, die erst später in meiner Seele zur Reife gelangten. Goethe sagt mit Recht: „Die Zeit, die der Same unter der Erde liegt, ist die wichtigste im Pflanzenleben." — Wer kann von all dem unbewußten Keimen und Drängen und Reifen, von all dem geheimnisvollen „Werden" in der Seele ein richtiges Bild geben? — Wenn das, was so lange Zeit als Same sich langsam entwickelte plötzlich in die Erscheinung tritt, so staunt man es an wie ein Wunder, und doch ist es nur die letzte Stufe eines langen Entwicklungsprozesses, nur ein äußeres Zeichen eines innern Vorganges. — In meiner lückenhaften Kenntnis aller katholischen Dinge hatte ich mir einen bestimmten Begriff von der Kirche zurechtgemacht, an dem ich haften blieb trotz langsam dämmernder Erkenntnis der Wahrheit, der nebenbei auch recht bequem war, weil er mich weiteren Nachdenkens enthob. Der katholische Glaube, meinte ich, sei eben eine Gefühlssache wie die Liebe zum Vaterland, die Liebe zum Elternhaus — eine Gefühlssache, die kritischem Denken nicht standhalten konnte. Daß man als reifer Mensch zum Katholizismus übertreten könne, alles das glauben, was die Kirche „zum Glauben vorstellt", begriff ich ein-

fach nicht, aber es kam mir nie ein häßlicher Gedanke, ein feindseliges Gefühl gegen die Religion, der meine Mutter angehört hatte. Das habe ich mit Freuden bezeugen können, als ich dann später katholisch wurde. — Im Gegenteil, in my heart of hearts, I had a funny sort of protecting tenderness for every thing connected with the Church of Rome* — konnte nicht vertragen, wenn man über sie loszog. Newman erklärt so prachtvoll diese komplizierten Seelenvorgänge —: The miles over which my soul hat to pass could not be annihilated even though I had been in possession of some clearer view than I had then, that Rome was my ultimate destination — great things take time. —**

Um diese Zeit kamen mir auch die Schriften Max Müllers, Bournoufs Mythologie comparée, Röths Abendländische Philosophie in die Hand. Ich hatte mich immer ein wenig mit Mythologie beschäftigt. Jetzt fiel mir mehr als je „der gemeinsame Gedanke" auf, der allen Mythologien zugrunde lag, der geheimnisvolle Urgrund, aus dem sie hervorgegangen und der zum Christentum zu führen schien. In den Vedas traten diese geheimnisvollen Urgedanken am deutlichsten hervor. Um mich besser zu unterrichten, nahm ich Stunden bei einem Sanskritprofessor, der zufällig ein katholischer

* ‚Ich hatte eine seltsame Art von schützender Zärtlichkeit für alles, was mit der römischen Kirche zusammenhing.'

** ‚Die Strecken, die meine Seele zurücklegen mußte, konnten nicht ausgeschaltet werden, selbst wenn ich im Besitz von klareren Anschauungen gewesen wäre, als ich sie hatte, daß Rom meine letzte Bestimmung sei. Gut Ding will Weile.'

Geistlicher war. Er führte mich in die Weisheit und Schönheit der indischen Religionsphilosophie ein. Dieses Vertiefen in die Vedas, deren mystische Poesie einer gewissen Seite meiner Natur entsprach, brachte mich dem positiven Glauben nicht näher. Es war wohl Schönheit und Harmonie, was ich damals suchte, nicht die Wahrheit. Erst in den schweren Lebenskämpfen, die einige Jahre später an mich herantraten, streckte ich die Hände aus nach dem lebendigen Gott. Aus den Vedas, aus Faust und den Questions contemporaines von Renan zimmerte ich mir damals eine Art Religionsphilosophie zusammen, die mich, ich möchte sagen, mit reiner Luft umgab. — Herders Philosophie der Menschheit, Shakespeare, Tennyson, George Elliot und so mancher andere, das waren die Freunde der einsamen Stunden, and they were good company. Aber der Friede, den sie mir brachten, hatte ein schmerzlich resigniertes Lächeln. Spinoza sagt irgendwo: „Und das Leben wird zum Denken." — Ich meinte damals manchmal, ja das ist wohl das einzige, und dann schauten wieder Welt und Jugend zu allen Fenstern herein. —

Zwei Eindrücke aus diesen Werdejahren kann ich nicht übergehen, weil sie mir einen dauernden Eindruck hinterließen. Der eine war eine Schulprüfung, der andere ein Traum. Ich hatte noch nie einer Schulprüfung beigewohnt und wandelte an einem schönen Junitag etwas gelangweilt mit einigen Gutsnachbarn zum Schulhaus hinauf, das auf einer Anhöhe neben der Kirche lag. Es war ein hübscher

Blick von dort oben in das weite, grüne Tal. Warme Luft strömte zu den niederen Fenstern herein, draußen lockte goldener Frühlingszauber und zog meine Gedanken in die Ferne. — Da hörte ich halb zerstreut, wie der Pfarrer die Frage aufrief: „Wozu sind wir auf Erden?" Das riß mich aus meinen Träumen. Mit einer gewissen Spannung wartete ich auf die Antwort. Wie konnte das Kind eine Antwort finden auf die bange Rätselfrage, die in Jahrtausenden noch niemand gelöst? — „Um Gott zu lieben, ihm zu dienen und die ewige Seligkeit zu erlangen," war die einfache Erwiderung. — Man muß meine phänomenale Unwissenheit in gewissen Dingen in Betracht ziehen, um den Eindruck begreifen zu können, den dieser auswendig hergesagte Katechismussatz in mir hervorrief. Wenn das wahr wäre, wenn das die Lösung wäre aus Zwiespalt und Zweifel? Es klang so einfach, so einfach, daß ein Kind es verstehen konnte: „Um Gott zu dienen und die ewige Seligkeit zu erlangen." Lag da wirklich der Weg zum Frieden? Aber was war dieses „Dienen", von dem das Kind sprach? Wer von uns *diente* Gott? Diejenigen, die sich der leidenden Menschheit widmeten, vielleicht? Aber wir andern? Trachteten wir nicht alle vielmehr, Gott *uns* dienstbar zu machen, unsern Wünschen, unserem Streben? Und die ewige Seligkeit? War sie des Opfers wert, welches in dem „Dienen" lag, das heißt in dem Aufgeben all des warmen, vollen, vielgestaltigen Eigenlebens? — Ein Satz Mussets wollte mir nicht aus dem Sinn:

‚Vous les voulez trop purs, les heureux que
vous faites
Et quand leur joie arrive, ils en ont trop souffert.‘

Aber trotz inneren Widerspruchs und mangelhaften Verständnisses gingen diese Katechismusworte fortan immer neben mir her.

Auf einer meiner vielen Bodenseefahrten übernachtete ich in Ulm und machte an dem warmen Frühlingsabend einen Gang durch die fremde Stadt. Ich kam an einer Kirche vorbei, aus deren halboffener Tür die Orgel klang. Natürlich ging ich hinein. Es war eine Maiandacht, der Hochaltar in Lichterglanz und Weihrauch gehüllt, eine dichtgedrängte Menge, die in stiller Andacht teils in Bänken, teils auf dem Boden kniete, und hoch erhoben die goldene Monstranz, mit der der Segen erteilt wurde. Ich kniete mitten unter dem Volke, von einem unklaren Gefühl beherrscht. Und aus diesem unklaren Empfinden ist wohl der Traum entstanden, der in dieser Nacht zu mir kam. Mein Traum begann mit einer Erinnerung; ich war wieder ein halbes Kind und wanderte mit Paul R . . . in den Schweizer Tobeln zu einem Aussichtspunkt, den ich besonders bevorzugte; von einer Art Plattform beherrschte der Blick eine tiefe Schlucht, deren gegenseitiges Ufer sich ebenfalls hoch und steil aufbaute. Felsenstücke in wirrem Durcheinander, von rankendem Grün umwachsen, bildeten die Ufer des kleinen Baches, der lustig plätschernd in der Tiefe dahinzog; auf dem gegenüberliegenden Saum der Schlucht sah man über weite, grüne Wiesen. Viele Blumen blüh-

ten an den steilen Abhängen und strebten bis an den Rand des Plateaus empor. Paul wollte mir einige pflücken und bückte sich so weit vor, daß ich erschrak... Damit brach die Erinnerung ab und der Traum begann. Paul war verschwunden; mächtige Flügel hoben mich von dem Plateau empor, und ich fühlte mich mit einem köstlichen freien Gefühl über den Abgrund fliegen. Aber kaum flog ich dahin, fühlte ich schwere Gewichte an meinen Schultern hängen — und sie zogen mich tiefer und tiefer hinab. Der Abgrund breitete sich aus, das andere Ufer stieg plötzlich unerreichbar weit, und eine namenlose Angst überfiel mich. Mit der Angst zugleich aber erwachte ein so intensives Gottvertrauen, wie ich es in solcher Stärke weder früher noch später je empfunden habe, das feste Bewußtsein, daß ich nicht untergehen könne, solange ich an diesem Vertrauen festhielte. Und mehr und mehr sank ich in den Abgrund, meine Flügel streiften schon den Boden, das andere Ufer stand hoch und drohend vor mir . . .; immer höher stieg die Angst und kämpfte mit dem wunderbaren Vertrauen, welches wie eine geheimnisvolle Macht mich emporhob. Da plötzlich kniete ich auf dem anderen Ufer und hatte keine Flügel mehr, und vor mir lag ein weites, schimmerndes Land und wie in lichte Nebel gehüllt eine kleine Kapelle voll Lichterglanz und Weihrauch, und aus dieser Kapelle kam ein Zug weißer Gestalten mir langsam entgegen, und die erste war meine Mutter . . .

Dieser eigentümliche Traum hat mich wie ein stärkender Gedanke durch ein langes Leben begleitet;

meine eigenen Flügel konnten versagen, aber Gottes Beistand nie.

Einige Jahre vergingen; im März 18.. starb mein Vater. In diesem Jahr fingen langsam und stetig schwere Wolken an, am Horizont aufzusteigen. — Meine Familie hatte sich in ein schwieriges finanzielles Unternehmen eingelassen; das schien nun von allen Seiten bedenklich ins Wanken zu geraten. Zuerst meinte man, mit einigen Opfern und Sanierungen durchzukommen, aber immer drohender kam die Sorge eines vollständigen Zusammenbruchs auf uns zu. Es war ein Auf und Ab von Versuchen, gewisse Vereinbarungen zustande zu bringen, und von schweren Depressionen und fruchtloser Arbeit. Mir dämmerte es erst nach und nach, wie schlimm die Sache ausgehen konnte, und meine Hauptsorge galt, meiner alten Großmutter, die viel bei uns lebte, unsere schweren Verwicklungen zu verbergen und vor allem die Situation so weit zu retten, daß sie, die Achtzigjährige, davon unberührt blieb; das war der mich beherrschende Gedanke. Aber die Dinge ließen sich nicht aufhalten und bald wurde die Krisis drohend, und ich arbeitete mit ganzer Kraft mit an den endlosen Besprechungen und Berechnungen. Das war keine Zeit zum Träumen und Grübeln, es war ein stummes Händefalten, ein halb unbewußtes, beständiges Ringen mit dem Engel: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Eine Zeit, in der im innersten Innern der Seele eine mächtige Strömung das schwankende kleine Schiffchen dem großen Meere zutrieb. Einmal ging ich in sorgende Gedanken ver-

sunken durch den Park; da sagte plötzlich etwas ganz deutlich (ich wußte nicht, war es in mir oder außer mir): „Du wirst doch keine Ruhe finden, bis du nicht den Heiland gefunden hast." Ich erinnere mich so gut auf die fast unwillige Bewegung, mit der ich mich halb umdrehte und die Achsel zuckte, wie um etwas Lästiges abzuschütteln. Ich glaube, ich antwortete ganz laut: „Um Gottes willen, nur jetzt keine religiösen Skrupeln, ich habe wirklich anderes zu tun." Ich dachte nicht weiter über dieses eigentümliche Zwiegespräch nach; erst später verstand ich, daß da etwas aus den Tiefen der Seele ans Licht steigen wollte.

Im September .... erreichte die Krisis ihren Höhepunkt; es standen vielleicht nur noch einige Tage zwischen uns und dem vollständigen Ruin. — An einem dieser Tage trieb mich die Unruhe in den Wald. Als ich nach meinem langen Spaziergang aus dem Wald heraustrat, war das Tal zu meinen Füßen schon in Dämmerung gehüllt. Die Sonne ging langsam hinter einer hohen Wolkenwand zur Ruhe. Tiefe Schatten lagen auf dem Schloß, zu dem ich in quälender Angst hinunterschaute; dort wartete meine Großmutter ahnungslos, bis uns der Abend bei der gemütlichen Lampe wieder vereinigte. Gab es noch eine Möglichkeit, die Katastrophe von ihr fernzuhalten? Die scheidende Sonne warf mir noch ihre letzten Strahlen zu; sie fielen auch auf ein hohes Kruzifix, das in meiner Nähe stand. An diesem Kruzifix war ich in den vielen Jahren wohl tausend- und tausendmal achtlos vorübergegangen; jetzt sah ich es plötzlich, und es war mir,

als zöge es mich zu sich hin. Fast automatisch folgte ich einem innern Drang, und ich kniete mich auf die Holzbank vor dem Kreuz und legte die Hände um den rauhen Kreuzesstamm. Was ich betete, weiß ich nicht; wie merkwürdig es für mich war, alle Selbstbeherrschung vergessend, auf freiem Felde, in der Nähe des Dorfes vor einem Wegkreuz zu knien, das überlegte ich nicht; es war wohl einer der geheimnisvollen inneren Vorgänge, die halb unbewußt nach außen in die Erscheinung treten. Ich ging ruhiger nach Hause und fand die Herren von der Stadt zurückgekehrt mit guten Nachrichten. Große Opfer mußten gebracht werden, aber die Gefahr des Zusammenbruchs war vorbei. — Bald darauf reiste Großmutter nach Venedig, noch immer ohne Ahnung von dem zermalmenden Unglück, das vor der Türe gewartet und das Gottes Gnade von uns abgewendet hatte. Es war ausgemacht, daß ich ihr bald folgen würde, denn man konnte sie nicht mehr lang allein lassen. Nach ihrer Abreise wurden noch die verschiedenen geschäftlichen Dinge geregelt, und Totenstille folgte auf die aufgeregte, arbeitsreiche Zeit. Es war eigen diese Totenstille in dem großen Schloß, die Totenstille der Erschöpfung in mir. Ich ging mechanisch meiner Arbeit nach, mein Denken war wie unter einem schweren Druck. Ein einziges Buch, das ich zufällig in die Hand bekam, fesselte mich für Augenblicke; „Sybille", ein Roman aus Feuillets katholisierender Zeit, den ich früher gleichgültig gelesen, ein vollständig katholisches Buch voll warmer Frömmigkeit, die aber einen Stich ins Exal-

tierte hatte, eines der Dinge, die mir damals wie jetzt höchst antipathisch waren. Dennoch tat mir das Buch wohl, und ich frug nicht, warum. Ich war eben schon nah am Ziel. Gleich nach Weihnachten fuhr ich mit meinem Mann für den Nachmittag nach der Stadt. Mit einem späten Zug kamen wir zurück. Es war einer von den Tagen, wo meine Gedanken keine guten Begleiter waren und die Flügel achtlos am Boden schleiften. Wegen der Kälte hatte uns ein geschlossener Wagen abgeholt; wir waren kaum von der Station abgefahren, ich starrte in schweren Gedanken in die Nacht hinaus, da bemerkte ich, daß ein Bauernwagen, dessen Pferde scheu geworden, uns im raschen Tempo vorfuhr, und unsere Pferde nahmen gleich das rasende Tempo auf. Die Alleebäume flogen immer rascher an uns vorbei; wo sie aufhörten, kam eine Brücke, dicht an der Brücke ein steiler Abhang. Wir hatten kaum Zeit, an diesen Abhang zu denken, so waren wir auch schon über die Böschung hinüber; der Wagen rutschte den Abhang hinunter und überschlug sich am Rand des Baches. Die dicken Pelze, von denen das Coupé überfüllt war, minderten uns den furchtbaren Anprall. Der arme alte Kutscher aber wurde rücklings vom Bock heruntergeschleudert und lag mit zerschmettertem Schädel auf dem hartgefrorenen Boden. Der Bediente, ein junger Mensch, fiel auf die Pferde, rutschte an ihnen herunter und brachte so die Geschichte zum Stehen. Mein Mann arbeitete mit seiner Bärenkraft mich und sich aus dem umgestürzten Wagen heraus und eilte zur kaum verlassenen Station

zurück, um Hilfe zu holen. Ich blieb allein bei dem Sterbenden. — Es war eine wunderbare, klare, kalte Winternacht; glitzernd lag das Mondlicht auf der weiten, schneebedeckten Ebene. In der lautlosen Stille hörte man nur die röchelnden Atemzüge des armen Markus, und sie fanden ein packendes Echo in meinem Herzen. So wie dieser brave, fromme, alte Mann könntest auch du daliegen, mit dem nahen Tod vor dir, und wie würdest du vor deinem Richter bestehen? Es ist etwas sehr Merkwürdiges, der direkte Kontakt der kleinen Menschenseele mit dem lebendigen Gott. Es war wohl nur ein kurzer Augenblick, dieses erschütternde Erkennen der eigenen Armseligkeit, aber es war der entscheidende Wendepunkt des Lebens, und wie ich später, innerlich durchschüttelt, zitternd vor Kälte und Aufregung, hinter den schnaubenden und zitternden Pferden den langen Weg nach Haus zurücklegte, da wußte ich genau, daß noch ein anderer Weg vor mir lag. Auf der schneebedeckten Ebene, neben dem Sterbenden, war mein Gewissen erwacht. Die erschütternde Einfachheit der Dinge lag plötzlich scharf und klar vor mir. Im Angesicht des Todes, da gab es kein geistreiches Spielen mehr mit dem Ernst des Lebens, da hielt keine Selbsttäuschung mehr stand, da gab es nur noch ein Ja oder ein Nein. Wohin der neue Weg mich führen würde, ahnte ich noch immer nicht; aber daß ich ihn gehen würde, daß ein zwingendes Etwas mich vorwärts trieb, das fühlte ich mit großer Klarheit. Vorerst gab es aber keine Zeit zu Reflexionen. Ich hatte noch viele und sehr komplizierte

Dinge in Ordnung zu bringen, ehe ich Deutschland verließ, dann die Reise nach Venedig, wo ich nach all der Übermüdung und Aufregung erschöpft ankam. Meine Großmutter fand ich sehr hilfsbedürftig und fast blind, und so waren meine Tage voll ausgefüllt. — Mein inneres Leben, zurückgedrängt, schien zu warten auf das, was kommen würde. Es kommt oft vor, daß in Zeiten, wo in dem geheimnisvollen Unterbewußtsein innere Erregungen nach Klarheit ringen, ein Lied, eine Strophe, ja selbst ein Bild dieser Zeit sozusagen einen Stempel aufdrücken; so ging es mir in diesen Wochen mit einer Strophe aus „Dreizehnlinden“:

„Denn die Kreatur ist Gottes,
Und sie kann ihm nicht entfliehen,
Einmal, früher oder später,
Liegst du doch vor seinen Knien.“

Es kam die Osterzeit heran, und ich schickte mich an, in dem protestantischen Betsaal zum Abendmahl zu gehen. Dieser Betsaal war in einem alten Palazzo untergebracht; da ich wegen mangelnder Zeit der Predigt nicht anwohnen konnte und etwas zu früh kam für die Abendmahlfeier, wies man mir einen kleinen Warteraum an. Es war einer der gewölbten, kleinen, wie aus Stein gehauenen Zwischenräume, die sich in den alten Palästen finden. Schwere, altertümliche Möbel, schwere Vorhänge an den hohen, schmalen Bogenfenstern. Ein warmer Sonnenstrahl fiel in das Düster hinein, und im Licht dieses Sonnenstrahls las ich den englischen Kommunionservis im englischen Prayerbook, wie ich das schon oft getan. Während

ich die bekannten Worte las, da packte es mich plötzlich: „Aber das ist ja alles Unsinn, wenn es nicht die Gottheit ist, und wenn es die Gottheit ist, warum liegen wir nicht auf den Knien?" — Ich kann diesen Zustand von Hochspannung und Erregung nicht mit Worten schildern. Jeder, der Ähnliches erlebt, weiß, daß Worte nie ganz und nie ganz richtig wiedergeben können, was in den Seelen vorgeht; „They half reveal and half conceal, the thoughts within." Wie in einem wachen Traum folgte ich dem Küster, der mich abholte, die Treppe hinauf in den Betsaal und blieb nahe bei der Türe stehen. Wie im Traum sah ich in den kahlen Raum und auf die Menschen, wie im Traum hörte ich die Vorbereitungsanrede des Predigers, wie im Traum schaute ich zu dem großen Kruzifix empor, das über seinem Haupt an der kahlen, weißen Wand hing; in mir sagte es immerfort: „Und wenn es die Gottheit ist, warum liegen wir nicht auf den Knien?" Und da schien es mir, als wenn die Züge des Gekreuzigten sich verklärten, und plötzlich schrie etwas in mir auf: „Du bist die Gottheit und du lebst, und ich muß zu dir." — Von der nächsten Viertelstunde habe ich keine klare Erinnerung. Wie ich in der Gondel saß und dem Gondelier mechanisch „nach Hause" zurief, da sah ich wieder die warme, farbenreiche Schönheit des italienischen Frühlings, mein liebes, altes Venedig und die stillen, dunklen Kanäle, und zugleich kam mit der altgewohnten Selbstbeherrschung auch die Erinnerung wieder, daß meine Großmutter auf mich wartete. Und während ich so dachte, wurde

es ganz still in mir; es war wie ein tiefes Atemholen, und diese Ruhe ist dann immer dieselbe geblieben in allen späteren Stürmen und Sorgen des Lebens. Alles Sehnen und Suchen war zu Ende.

Meine Großmutter starb 14 Tage später; sie wurde in einer Seitenkapelle der Kirche S. Maria del Giglio aufgebahrt, vor ihrer letzten Reise in die böhmische Heimat. Ich war noch viel bei ihr, und auch später saß ich manche stille Stunde in der Kirche; in mir war alles wie in Ruhe getaucht. Alles um mich her war mir so heimatlich vertraut, als hätte ich das ganze Kirchenleben längst gekannt. Und dabei doch nie ein klarer Gedanke, daß ich katholisch werden müsse! Ich wußte in diesen Wochen wirklich nichts anderes, als daß ich den Heiland gefunden hatte und daß er für alles übrige sorgen würde. Auch in den Sommermonaten, die ich zu meiner Erholung in Böhmen zubrachte, dachte ich nicht viel weiter, bis meine Freundin, die wußte, wie es bei mir aussah, mich frag: „Wann läßt du dich in die Kirche aufnehmen?" Da antwortete ich so gewiß selbstverständlich: „Im Herbst." Wie wir dann das weitere besprachen und sie mich fragte, zu welchem Geistlichen ich gehen würde, meinte ich wieder: „Du wirst sehen, das macht sich alles von selbst; ich m u ß zum Heiland, da gibt's kein Hindernis mehr." Und es gab auch keine Hindernisse und keine Schwierigkeiten mehr; nach kurzer Vorbereitung wurde ich im Advent in die Kirche aufgenommen. Die lange, mühsame Wanderung war zu Ende — like long disquiet merged in rest.

— — — — — — — — —

Damit hat auch diese kleine, sehr notdürftige Skizze ihr Ende gefunden. — Vielleicht tue ich aber nicht unrecht, wenn ich die ernste Stimmung dieser Zeilen durch den Bericht über meine erste Entrevue mit Pater B., meinem späteren Beichtvater, etwas erheitere, denn ihre unfreiwillige Komik ist mir erfrischend im Gedächtnis geblieben. — Pater B. war der einzige Geistliche in C., den ich wenigstens dem Namen nach kannte, und rühmlich kannte, und da ich absolut unwissend war über alles, was zu einer Aufnahme gehörte, so ging ich frisch darauf los. Zum Glück gab mir eine Freundin ein paar vorstellende und erklärende Zeilen an Pater B. mit. Wie ich an der Klosterpforte um Einlaß bat, war mir dieser Brief doch ein Trost, denn auf einmal fühlte ich mich doch recht allein und befangen. Bis jetzt hatten sich alle Evolutionen meines langen Werdeganges im tiefsten Innern abgespielt, nun stand ich auf einmal einer mir ganz unbekannten Wirklichkeit gegenüber; die schwere Pforte öffnete sich, und ich stolperte durch einen halb dunklen Vorraum, einige Stufen hinauf, tastete mich zu einer Tür, die in einen schmalen Gang führte. Ein starker, säuerlicher Geruch von frischem Hausbrot kam mir entgegen, und da stand auch eine andere Tür vor mir, die in das eigentliche Pfortenzimmer führte, wo die gehäuften braunen Brotwecken auf Seitentischen lagen. Ich bin seitdem in diesem Pfortenzimmer und mit den guten Pfortenbrüdern sehr vertraut geworden, aber der bekannte Brotgeruch erinnert mich immer wieder an den verblüffenden Eindruck dieser

ersten Stunde! Der Bruder gab ein Glockenzeichen, um Pater B. herbeizurufen, und während ich wartend dastand, machte ich mir plötzlich, ich weiß selbst nicht warum, den Eindruck eines Schulmädels, das auf den Lehrer wartet. Und alles kam mir unglaublich merkwürdig vor. War dieses Schulmädel wirklich die an einschneidenden Welt- und Lebenserfahrungen überreiche 35jährige Frau? — Pater B. begrüßte mich sehr kühl und förmlich und führte mich ins Sprechzimmer. O dieses Sprechzimmer! Es hatte eine zweite Tür, die in die Pfarrei führte; der Tisch, an dem Pater B. und ich Platz nahmen, stand zwischen diesen zwei Türen. Aus der einen Tür kamen die Menschen, die in die Pfarrei wollten, aus der anderen diejenigen, die ihre Anliegen erledigt hatten. An beiden Türen wurde erst geklopft, dann geknixt, und in der Mitte sollte ich reden. Und dabei hatte ich auch die Empfindung, Pater B. recht ungelegen gekommen zu sein. Innerlich lächelnd mußte ich an die fixe Idee gewisser Kreise denken, denen die katholische Kirche wie eine monströse Spinne vorkommt, mit langen Fangarmen, immer bereit, unvorsichtige Fliegen in ihre Netze zu ziehen! Hier war eine Fliege, die es gar nicht anders verlangte, als hineingezogen zu werden, und die nicht wußte, wie es bewerkstelligen. — Endlich brachte der Brief meiner Freundin die Geschichte ins Rollen. Sie endete mit der Bemerkung, sie hoffe, Pater B. würde mir den Schritt, den ich vorhatte, so viel wie möglich erleichtern, denn ich hätte schon viel durchgemacht. — Nachdem Pater B. den Brief

laut gelesen, schaute er auf, schaute mich an und frug: „Halten Sie das für etwas Besonderes?" Diese mir ziemlich unvorbereitend kommende Frage gab mir eine gewisse Haltung wieder, und ich vermute, ich antwortete vernünftiger, als Pater B. erwartet hatte, denn er sagte dann etwas freundlicher: „Bitte, sagen Sie mir, was Sie zu diesem Schritt veranlaßt!" Nun war das leichter gesagt als getan. Kaum hatte ich stotternd angefangen, ging es wieder klopfend und knixend an uns vorüber! Wäre ich nicht zu ergriffen gewesen, so hätte mein Sinn für Komik den Sieg davongetragen; aber die Empfindung einer nicht ganz wohlwollenden Atmosphäre lag lähmend auf mir. Doch mit meinem Ziel vor Augen mußte ich vorwärts, und so fing ich zu reden an und überschüttete den guten Pater wahllos, ohne Ordnung und Zusammenhang, mit den Erlebnissen der letzten Jahre und dem zwingenden „Muß", welches mich in die Kirche trieb, nicht ahnend, daß mein ungestümes Klopfen an der Kirchentür nicht zu den Alltäglichkeiten gehört, und daß vieles, was ich in meiner Naivität ganz natürlich fand, den erfahrenen Geistlichen an den Schrecken aller Schrecken — die exaltierten Frauenzimmer — erinnern mußte. Er schwieg eine Weile, ich glaube, er suchte wie festen Boden zu gewinnen, und dann entspann sich ungefähr folgendes Gespräch:

Pater B.: „Was haben Sie gelesen?"

Ich (sehr befangen): „Nichts."

Pater B.: „Wirklich nichts?"

Ich (immer dümmer werdend): „Ich kann mich nicht erinnern."

Pater B. (in stiller Verzweiflung): „Aber Sie müssen doch etwelche Bücher in Händen gehabt haben!"

Ich (lebhaft und vergnügt): „O Bücher, natürlich; ich bin ja in der Bibliothek meines Vaters aufgewachsen; ich meinte, Sie sprechen von religiösen Büchern."

Pater B.: „Also religiöse Bücher haben Sie niemals gelesen?"

Ich (nachdenklich): „O niemals, außer der Bibel!"

Pater B. (ein Lächeln unterdrückend): „Das ist doch etwas!"

Ich (sehr ängstlich): „Darf ich meine Bibel behalten?"

Nun kamen wir endlich ins richtige Fahrwasser. Es ist ein bekanntes, in Mißverständnissen wurzelndes Vorurteil, daß Katholiken die Bibel nicht lesen dürfen. Für Pater B. war es eine positive Kränkung, diesem Vorurteil immer wieder zu begegnen. Jetzt wurde er lebhaft und sprach schön und anregend von der großartigen, ganz auf die Hl. Schrift aufgebauten Liturgie der Kirche, von seinen geliebten Psalmen, dem Kirchenjahr usw., kurz von dem Jahrhunderte alten kirchlichen Geistesleben. Dann besprachen wir den notwendigen Unterricht; es fing an, ganz gemütlich zu werden, aber ich war mit meinem Unverstand noch nicht zu Ende. Stotternd kam ich mit der Frage, ob denn dies alles sei, ich hätte so viel Schwereres erwartet, und bat Pater B. eindringlich, mich nicht zu schonen; ich wäre ja bereit, jedes Opfer zu bringen usw. usw. — Eine Weile brauchte es doch, bis Pater B. anfing zu verstehen, daß ich irgendeine ungeheuerliche Idee mit mir

herum trug — vom berühmten sacrifizio del intelleto oder derartigem. Ob ihm dabei nicht eines seiner geflügelten Worte: „Man muß ja nicht immer die Krebse mit den Schalen verzehren" einfiel? Jedenfalls hatte er ein menschliches Rühren mit meinem abnormen Zustand und fing an, mir das „Verhältnis der menschlichen Vernunft zum Glauben" zu erklären, und sprach mit der Begeisterung des Denkers und der Freude des Gelehrten von der reichen Geisteswelt, die mir bisher verschlossen geblieben war.

Es würde den Rahmen dieser Blätter und vor allem mein schriftstellerisches Können bei weitem übersteigen, ihm in diesem hohen Flug folgen zu wollen und den umwälzenden Eindruck, den mein geistiges Leben dadurch erhielt, zu schildern. Ich ging sehr reich nach Hause zurück — and feeling very small. —

Erster Brief.

Du frägst mich nach unserem Glauben, ich soll Dir von der Freude sprechen, die unsere Herzen erfüllt, die uns oft über unsere eigene Schwere hinüberhebt, soll Dir von der Liebe Gottes zu den Menschen erzählen, die für uns aller Rätsel Lösung bedeutet. Das sieht leicht aus und ist doch fast unmöglich, weil unsere Grundbegriffe ganz verschieden sind und wir uns sozusagen über den Wert gewisser Worte erst verständigen müssen. — Eine Konvertitin, die ich gut kannte, ein einfaches Gemüt, ein ruhiger Verstand, ohne die leiseste Spur von Exaltation oder poetischer Veranlagung, sagte, wie sie den Heiland gefunden: „I could go into the street and shout for joy!“ — Du fühlst, Du siehst diese Freude, Du verstehst sie nicht. Ehrlich gesagt, ich verstehe sie auch nicht, verstehe selbst nicht, warum sie manchmal wie eine steigende Flut das ganze Herz erfüllt. Sie ist eben nur Wirkung, nicht Ursache, nicht Leitmotiv. Ich verstehe aber den Urgrund, aus dem sie lebendig hervorquillt, und dem Du wie so viele Menschen der Jetztzeit entfremdet worden bist, den Gott, den Du nicht kennst.

Das klingt hart, — soll es doch gewiß nicht sein, es präzisiert nur den verschiedenen Standpunkt, den

wir einnehmen. Und dieser verschiedene Standpunkt hat seine Wurzel in dem verschiedenen Gottesbegriff. — Nach Newmans Ansicht ist das schwierigste Problem die Existenz Gottes. Wer diese Frage gelöst, dem ebnen sich alle Wege. Aber da handelt es sich um Gott den Allmächtigen, um den lebendigen Gott, den Schöpfer aller Dinge, nicht um den Gott, den die Menschen als Symbol für tausend Dinge alltäglich im Munde führen. Poesie und Kunst, Philosophie und Wissenschaft, die höchste Bildung wie die niederste Stufe der Menschheit, sie alle wollen ihn ihr eigen (claim Him for their own) nennen. — Der Gott, den Renan in seiner unvergleichlich prachtvollen Sprache als höchsten ethischen Begriff verherrlicht, — le Dieu des bonnes gens von Beranger — das höchste Brahma — so wie der Gott, den auch die Agnostiker als höchstes Weltgesetz anerkennen, diese Tausende von Systemen und Religionsphilosophen, so grundverschieden sie voneinander sind, haben das eine Gemeinsame, daß jeglicher sich denken kann, was er will, und daß er das Beste, was er kennt, mit diesem höchsten Namen anruft, und daß er für das tiefste Sehnen seiner Seele bei diesem Gott Frieden und Befriedigung sucht. — Von diesen Göttern müssen wir uns wegwenden, um den Einen Gott zu finden und den, den Er uns gesandt hat. Aber wie ihn finden, wie ihn verstehen? Ich hatte einmal einen eigen-ergreifenden Traum. Eine Spazierfahrt durch ein wunderschönes Land brachte meine Freundin und mich zu einem kleinen See, wo wir an einem friedlich-heimlichen Landungsplatz, umgeben von

hohen Bäumen, einen Vergnügungsort fanden. Wir stiegen aus und standen abseits, dem heiteren Treiben zuschauend. Alle Tische waren von lustigen Menschen besetzt, keiner kümmerte sich um uns; sie waren alle so mit sich selbst beschäftigt, daß sie auch eine hohe Gestalt nicht bemerkten, die langsam auf uns zukam. Ein breiter, gewundener Fußweg, von prachtvollen Bäumen umschattet, führte von einer kleinen Anhöhe, den See entlang, auf uns zu, und in dem sonnendurchwärmten Schatten erkannte ich den Heiland. Langsam kam er immer näher, aber niemand schaute auf. Niemand rührte sich. Angstvoll schaute ich ihm entgegen; wird denn niemand ihn erkennen? Langsam schritt er durch die vielen Menschen hindurch; keiner bemerkte ihn, mir schnürte es das Herz zusammen, und ich blickte wie hilfesuchend nach meiner Freundin; da las ich in ihrem staunend-ergriffenen Blick, daß sie den Heiland erkannt hatte und mit dem Herzen ihm folgte. Da wachte ich auf. Diesen Traum kann ich nicht vergessen; es war mir so eine Freude, zu denken, daß ich ihn erkannt hatte; aber mehr noch ist mir der Traum symbolisch geblieben für die ewig quälende, nicht zu lösende Frage: Warum erkennen ihn so viele, und warum erkennen so viele ihn nicht? Wenn er unter uns wandelt, oft zum Greifen nahe, warum sehen wir ihn nicht? Warum erkennen wir die oft so wunderbaren Fügungen nicht, mit denen er die Seele ruft, ihm zu folgen? Warum? — In der Heiligen Schrift heißt es: „Nur in seinem Lichte sehen wir das Licht". — Und wie können, wie sollen wir anderen helfen, daß auch sie das „Licht"

sehen? Das tiefe Wort Pascals: „La conduite de Dieu est de mettre la religion dans l'ésprit par la raison, et dans le coeur par la grace", sagt treffend, daß wir sowohl den Verstand wie das Herz brauchen, um Gott zu erkennen. Wenn ich an meinen eigenen Entwicklungsgang denke, so ist es mir, als wenn sich vielleicht nie das Herz geöffnet hätte, die frohe Botschaft zu empfangen, wenn mir nicht der Verstand gezeigt, wohin die Wissenschaft führt, die sich von Gott abgewendet hat. — Die Existenz Gottes wissenschaftlich beweisen zu wollen, das sagt mir nichts; unser ungeschulter Laienverstand, unsere übergroße Unwissenheit verliert sich in diesem kunstvollen Aufbau. Aber was uns die ungläubige Philosophie und die ungläubigen Naturwissenschaften, was uns der Materialismus sagt, das schreit uns entgegen! Überall ist ein großes Fragezeichen der Schluß aller Bemühungen, die Rätsel des Weltalls wie die Rätsel des Lebens zu lösen. Am Ende jeder neuen Forschung, jeder Epoche machenden Entdeckung finden wir wieder ein neues Fragezeichen, welches wieder nur ein Glied bildet in der endlosen Kette der Probleme — dont le dernier mot est le néant. — Der Materialismus, der sich uns unwillkürlich aufdrängt, ist das einzige ganz Logische in diesem Meere von Theorien; aber er erklärt uns nichts. — Schaffen blinde Naturkräfte ein so wunderbar fein gegliedertes Ganzes, wie unser Weltall es ist, und schaffen alle Gesetze, die dieses Weltall beherrschen, nach Maß und Ordnung? — Kann diese Lösung unser Denken befriedigen? Überall Rätselfragen oder eine grinsende Leere. —

Kann unser Herz das ertragen?

„Un immense éspoir a traversé la terre
Malgré nous vers le Ciel nous levons les yeux"

So steht der Abgrund unseres Nichtwissens dem Abgrund der göttlichen Liebe gegenüber. — „Ein Abgrund ruft dem andern zu." — Wie sind diese Abgründe zu überbrücken? Ist da nicht der Augenblick gekommen, mutig einzugestehen, daß die gewöhnlichen Denkgesetze nicht mehr ausreichen, und daß man sich hinüberschwingen muß in ein anderes Reich, in das Reich des Glaubens? Wir müssen verstehen lernen, daß man glauben muß; d. h. wir müssen mit dem Verstand begreifen, daß „Glauben" nicht ein leeres Wort ist, nicht ein Verlegenheitsbegriff, nicht ein Zuckerbrot, mit dem man Kinder und kleine Leute füttert, sondern die Vollendung unserer geistigen Entwicklung. Ein geistreicher Priester sagte: „Es muß jeder einmal im Leben konvertieren, d. h. das, was er in der Kindheit gelernt, muß in seinem reiferen Leben durch eigenes Denken, durch eigene Erfahrungen sich in Fleisch und Blut verwandeln."

Was heißt aber glauben? Das Wort „Glauben" muß wie der Begriff „Gott" zahllosen Vorstellungen dienen und es denkt sich auch jeglicher dabei, was ihm am besten paßt; deshalb müssen wir uns vor allem darüber verständigen, was diejenigen, die einem positiven Glauben angehören, damit sagen wollen. — Um Dir den transzendentalen Begriff „Glauben" näher zu bringen, möchte ich ihn mit dem einfachen Worte „annehmen" übersetzen und Dich fragen: „Findest Du es schwer,

Dinge anzunehmen, die Du nicht verstehst? Gibst Du Dir überhaupt Rechenschaft über alles das, was wir nicht wissen, sondern nur annehmen? Von dem Wahrscheinlichkeitsbeweis bis zum positiven Glauben ist wohl noch ein großer Schritt, aber ich meine, man ist auf dem rechten Weg, wenn man sich mit dem Wort „annehmen" vertraut macht, und wenn wir alles das, was wir uns nicht durch persönliche Forschung aneignen können, so gewiß „annehmen", bis sich das unsichere Tasten in volle freudige Überzeugung verwandelt.

Du wirst nun mit Recht erwidern — was verstehst Du nun wieder unter „annehmen"? — und zweitens, warum und wie soll die plötzliche „Erleuchtung", von der Du sprichst, über mich hereinbrechen? — Unter „annehmen" verstehe ich den Geist, der seine Unwissenheit erkennt, dessen Vernunft ihm sagt, daß wir nicht alles selbst erforschen, durch eigene Kraft, durch eigene Anschauung erlernen können, daß wir eben doch in gewisser Beziehung Kinder sind und bleiben müssen, die einer Führung, eines Unterrichts bedürfen, die annehmen müssen, was der Lehrer lehrt. — Stehst Du nicht wie ein Kind den Wundern des Weltalls gegenüber, allen Berechnungen der Strahlenbrechung, der Ätherschwingungen, der chemischen Verbindung? — Jeder Laie wird mir dies gewiß als selbstverständlich zugeben; wenn es sich aber um religiöse Fragen handelt, da macht seine Einsicht halt! Und jeder meint, da dürfe er mitsprechen, weil er sein Gefühl für kompetent hält, diese schwierigste aller Fragen zu lösen. Ist unser persönliches Verhältnis zu Gott wirklich nur auf „Gefühl"

gegründet? Hat Pascal nicht recht, wenn er nach der Vernunft ruft, um uns den Weg zur Erkenntnis Gottes zu zeigen? — Wir mögen von der Theologie und den Theologen denken, was wir wollen, wir können doch nicht leugnen, daß die Theologie eine Wissenschaft ist, die auf historischer und philosophischer Basis, auf der Grundlage der Offenbarung und der Evangelien aufgebaut, uns alles das vermitteln soll und will, was wir durch eigenes Forschen nicht ergründen können. Wenn also die Theologie zu den Wissenschaften gehört, ist es nicht selbstverständlich, daß wir auch das, was sie lehrt, mit der Achtung behandeln müssen, die wir jedem Zweig menschlichen Forschens und Wissens entgegenbringen sollten, und daß wir wenigstens „annehmen", daß sie weiß, von was sie spricht? Ein geistreicher Franzose hat einmal gesagt: „si je connaisai le chemin de Damas, j'irai m'y promener." — Damit allein ist es wohl nicht getan, aber wer der Wahrheit begegnen will, tut gut, nicht die entgegengesetzte Straße einzuschlagen! Doch nicht wie ein Sterngucker darf er dahin gehen, der meteorgleiche, plötzliche Erleuchtung erwartet. Was sich im geistigen Leben abspielt, ist von langsamem Wachstum, und das, was oft wie eine plötzliche Erleuchtung ausschaut, ist in Wirklichkeit nur die Frucht jahrelangen Keimens und Wachsens und Reifens. Das sind uns selbst ganz unbewußte geheimnisvolle Vorgänge in der Seele, die erst im gegebenen Moment in Erscheinung treten.

Veilchenduft und Finkenschlag machen noch keinen Frühling. Wie viel langsames Werden, wie viel bittere

Rückschläge bereiten ihm den Weg, wie lange braucht es, bis die siegreiche Frühlingssonne auch die letzten Spuren des langen Winters überwunden hat. Tief hinein in die weiche Erde dringt der Winterfrost; Tauwind und Sonnenhelle haben mühsame Arbeit, die scheinbar erfrorenen Keime zu neuem Leben zu erwecken. So ist es auch in der Menschenseele, der die höchste Liebe entgegenzukommen sucht, um ihr den Frühling zu bringen.

Doch nun laß mich diesen endlosen Brief schließen; sag' mir einmal, ob meine Auseinandersetzungen vielleicht einen neuen Gedanken in Dir geweckt haben, ob Dir manches „einleuchtet"!

— — — — — — — — — — — —

Zweiter Brief.

Es scheint, daß meine langen Auseinandersetzungen den kleinen Widerspruchsteufel bei dir geweckt haben, der in jedem Menschen steckt, und das freut mich. — Die Gleichgültigkeit ist der einzige Gegner, mit dem sich nichts anfangen läßt; in ehrlichem Kampf ist auch ehrliches Suchen nach der Wahrheit. — Du sagst: „Ich will annehmen, es gibt einen persönlichen Gott, ich will annehmen, das Christentum ist die Lösung aller Rätsel, ist Erfüllung und Erlösung zugleich, aber wie steht es denn mit Deinem Grundbegriff der Liebe Gottes zu den Menschen? Wo findest Du diese Liebe in all dem Grauen um uns her? Ist es Liebe, welche Millionen unschuldiger, hilfloser Wesen elend zu Grunde gehen läßt, welche Millionen glücklicher, harmloser, auf guter christlicher

Grundlage aufgebauter Existenzen zerstört? Wo ist der Sieg über diese Hölle? Habsucht und Geldsucht, Haß und Neid, Roheit und Lüge reiten mit harten Hufen über unsere alte Kultur hinüber. Die Technik feiert unerhörte Triumphe raffiniertesten, grausamsten Mordens und sie tut es mit der kühlen Ruhe des Gelehrten, dem die Experimente seines Laboratoriums die Welt bedeuten. Und das im 20. Jahrhundert christlicher Ära?" — Ja, ja, da hast Du recht, das sieht alles sehr bös aus und eben in diesem 20. Jahrhundert, in dessen unruhigem Wellenschlag es selbst den nach Vertiefung strebenden Menschen schwer wird, sich zu friedvoller Klarheit durchzuringen, ist dieses Problem von einschneidender Wirkung. Deshalb darf man ihm auch nicht scheu aus dem Wege gehen. —

Wer den Ton gefunden
Der im Grund gebunden
Hält den Weltgesang
Sieht im großen Ganzen
Keine Dissonanzen
Lauter Übergang."

— — —

Mit diesen schönen Worten Rückerts könnte ich Dir erwidern, daß es vielen von uns, die in Gottes Liebe festen Ankergrund gefunden, keine Schwierigkeiten macht, mit der Frage der Sünde, des Jammers und des Elends zurechtzukommen, so wenig wir an der Sonne zweifeln, wenn drohend schwarzes Gewölk ihre Strahlen verdüstert. Aber das wäre eine sehr einseitige Antwort, die uns wie in einem Zirkel zum Anfang aller

Dinge, der Erkenntnis Gottes zurückführen würde; es wäre auch eine unrichtige Antwort, denn wenn auch viele von uns sich durch die finstern Schatten nicht irre machen lassen, so ist doch für viele überzeugte Christen diese Frage ein sehr ernstes Problem; zurückschaudernd vor all dem Entsetzlichen, das uns zu überwältigen droht, gehen sie unter dem drohenden Schatten dieses Zweifels gedrückt einher. — Ich könnte Dir antworten, daß wir Christen, die wir uns dem Heiland zugeschworen haben, uns eigentlich über Kreuz und Leiden nicht erstaunen sollten; aber es liegt nun einmal im Menschen, daß er den warmen Sonnenschein des Glücks als etwas Selbstverständliches, als etwas *ihm Gehörendes* betrachtet, und daß er es als Ungerechtigkeit empfindet, wenn etwas zerstörend und verheerend in sein Leben eingreift und seinen Glauben wie seine Lebensauffassung auf eine harte Probe stellt. Ebenso und gewiß mit Richtigkeit könnte ich Dir sagen: „Sieh' auf das viele Große und Edle, das dieser furchtbare Kampf in den Menschen wachruft, in wie vielen, vielen das Christentum gleichsam erneuert wird, wie viele, viele Seelen, die in Verflachung und Genußsucht dahin lebten, gerade in diesen Tagen den Mahnruf des Herrn gehört und ihm gefolgt sind, wie viele Seelen gerettet worden sind, und auf die Seelen kommt es ja doch an, nicht wahr? Und eben weil es sich um die Seelen handelt, macht mich das Völkermorden um uns her, selbst die Atmosphäre sinnlosen Hasses, die uns umgibt, so widersinnig das auch klingen mag, nicht irr an der ewigen Weisheit und Liebe; es gibt andere Dinge, entsetz-

liche Dinge, die im täglichen Leben vorkommen, wo die Macht der Sünde noch krasser, ich möchte sagen noch frecher und hohnvoller, ihr Haupt erhebt, denen gegenüber, das gestehe ich offen, würden auch all diese Erklärungen nicht genügen, wenn die Stimme des Herzens nicht wäre. „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn." —

Vom Evangelisten Johannes wird erzählt, daß er, der einst am Herzen des Heilands geruht, in seinen alten Tagen von nichts anderem mehr sprechen und predigen wollte als von der Liebe. So mancher, der viel erlebt und erlitten hat, der im Leiden den Weg zu der Liebe des Herrn gefunden, wird ebenso denken. — Ich weiß nicht, ob diese Argumente Dir bis zu einem gewissen Grade einleuchten? Ich kann Dir auch nicht erklären, woher mir die feste Zuversicht in Gottes Liebe kommt; aber Du wirst mir vielleicht zugeben, daß, vernünftig und logisch betrachtet, solche Katastrophen, wie wir sie jetzt erleben, von Zeit zu Zeit über die Menschheit hereinbrechen müssen. Der Historiker sucht die Ursache derselben in der Vergangenheit und dem Entwicklungsgang der Völker; der Moralprediger redet von der üblen Saat, „die fortzeugend muß Böses gebären", von Reinigungsstürmen und dergleichen.

Und was sagen uns die Evangelien? Auf der einen Seite sind sie erfüllt von der Liebe Gottes, welche kein Opfer scheut, um die Menschen zur ewigen Glückseligkeit zu führen; auf der anderen Seite spricht jedes Wort des Heilandes von Kreuz und Leiden, klingt durch

alles hindurch die neue Botschaft von der weltüberwindenden Macht des Kreuzes. Der anscheinende Widerspruch zwischen diesen zwei Richtungen bedarf natürlich keiner Erklärung für den Christen, der im irdischen Dasein den „Übergang" erkennt und die Nachfolge seines Herrn. Aber es kommt noch ein viel schwerer verständliches Wort. Wie der Heiland seinen Jüngern die Macht des Bösen erklärt, spricht er nicht nur von der Macht des Bösen im Menschenherzen, von der Dunkelheit, in der das Verlangen ruht. — Im Garten Gethsemane, wie die Häscher ihn umringen, sagt er in hoheitsvoller Ruhe: „Dies ist euere Stunde und die Macht der Finsternis." Er, in dessen Hände alle Gewalt liegt im Himmel und auf Erden, er tritt gleichsam zurück, um für Stunden die Mächte der Finsternis ihre bösen Wege gehen zu lassen. — Es gibt also Stunden im Leben der Menschen, es gibt also Stunden im Leben der Völker, wo Gottes Allmacht finstern Gewalten freien Spielraum läßt! —

Ein Geistlicher erzählte mir kürzlich, daß er mit einem Soldaten über die Greuel des Krieges gesprochen und ihn gefragt habe, ob es ihm Schwierigkeiten macht, Gottes Güte damit in Einklang zu bringen? Der Mann antwortete ganz schlicht und einfach: „O nein, Gott ist zu groß!" — Hat der kindliche Glaube die Lösung des ganzen Rätsels gefunden? — Gott ist zu groß! Als wollte der Soldat sagen, in Gottes Augen ist all das berghoch aufgetürmte Entsetzen — nur wie Wellenlinien des großen Ozeans. — Diese Antwort ist aber meinem Gefühl nach nur richtig, wenn es sich um Welten

und Reiche, um Irdisches und Vergängliches handelt. Für die unvergänglichen Seelen gibt es keine relativen Begriffe; für die Seelen ist das allerhöchste Opfer ein für allemal gebracht worden; sie sind teuer erkauft.

Während ich diese Zeilen schreibe, kommt mir so recht das niederdrückende Bewußtsein meiner Unzulänglichkeit und Unfähigkeit, richtig auf Deine Fragen zu antworten. Wir kommen immer wieder auf den Punkt, wo Worte nicht mehr ausreichen, wo das Höchste ins Leben hereinragt, wo die Seele vor die Frage gestellt wird, die Sein oder Nichtsein für sie bedeutet. Ich kann nicht in kühlem Diskussionston fortfahren, wenn es sich um die Liebe Gottes handelt, die im Heiland ihre Verkörperung gefunden. Und ich kann Dir die Liebe nicht *erklären*, so wenig ich Dir *erklären* könnte, was der Frühling ist. — Liebe, Frühling, Heimat, das sind lebensvolle *Begriffe*, so wie die Liebe Gottes

„ein wortlos Schauen" ist — „tief und klar"
„Ein Lächeln halb und halb Gebet." — — —

Es sind Flügel und doch tiefer, ruhevoller Friede, es ist frohe Zuversicht und demütige Selbsterkenntnis zugleich, es ist etwas immer Neues — und doch die Heimat. —

Deine übrigen Fragen, besonders die über das Gebet, will ich erst in meinem nächsten Brief beantworten, obgleich sie sich unmittelbar an das Vorhergehende anschließen würden; das Kapitel Gebet kann nicht so rasch erledigt werden.

— — — — — — — — — — — —

Dritter Brief.

Hast Du je an einem warmen Sommertag, am Strand des großen Ozeans dem Spiel der mächtigen Wellen zugeschaut? Da hast Du sicher einmal etwas Grünliches, Durchsichtiges, Formloses bemerkt, dichter als das durchsichtige Element, in dem es schaukelnd dahintreibt, fester an Gestalt als die ewig flüssigen Wellen; willenlos, körperlos und doch eigenem Triebe gehorchend? Das ist der Gallertfisch; rühr ihn nicht an, mit einer ätzenden, beißenden Flüssigkeit verteidigt er sein merkwürdiges Dasein, und willst Du ihn greifen, zerfließt er Dir unter den Händen. Ein starker Sturm wirft ihn manchmal hinaus auf den Strand; da liegt er anscheinend hilflos, eine glasige, grau-grüne, breite Masse, üblen Geruch verbreitend. Stoßt du daran, so zittert sich dies gallertartige Gebilde in wechselnde Formen hinein, unfaßbar, unhaltbar wie das unruhige Element, dem es angehört. — Unfaßbar, häßlich, verletzend wie dieser Gallertfisch ist auch alles, was ins Gebiet der Vorurteile gehört. Überhaupt Vorurteile! Versuch' einmal, Dich mit ihnen abzuquälen! Nichts ist absoluter, überzeugter, festgewurzelter als so ein verkehrter Grundbegriff; mit Logik kannst du nicht an ihn heran. Wie der Gallertfisch wechselt er fortwährend seine Gestalt, zerfließt Dir unter den Händen, um im nächsten Augenblick in ganz anderer Form, häßlich wieder zu erstehen. — Und wenn diese feststehenden Begriffe, gerade was das Gebet betrifft, nicht auch noch so unwürdig wären! Meist in Mißverständnissen wurzelnd, unausrottbar ihr Wesen

treibend werden sie als Argumente gegen das Gebet verwendet. — Kennst Du die komische Erzählung von der Wallfahrt der zwei Bauern? Es wurde ihnen als Buße auferlegt, Erbsen in ihre Strümpfe zu tun und eine Wallfahrt auf diesen Erbsen zurückzulegen. Der eine Bauer kocht seine Erbsen und lacht den andern aus, der stöhnend den Wallfahrtsort erklimmt. Von diesen gekochten Erbsen bis zu der Gebetsmühle der Buddhisten wird uns wirklich kein „Mißverständnis" erspart! — Leider geben auch fromme Seelen manchmal Anlaß zu falschen Auffassungen. Oft hört man die schmerzliche Klage: „Das Beten hilft ja doch nichts; ich habe um diese Sache soviel gebetet und bin doch nicht erhört worden." In der Nähe betrachtet klingt das schon fast wie ein unbefriedigendes Tauschgeschäft. — Es ist wirklich schmerzlich, wie oft die kostbare Gabe des Gebets verkannt wird, wie man oft diesen Reichtum in Langeweile umwandelt. — Und das große, allgemeine „Nichtverstehen" hat seine Wurzeln nach meiner Ansicht wohl nur in dem einfachen Fehler, daß man Materielles und Geistiges durcheinander wirft. — Um geistige Dinge können wir immer beten, um materielle nur in sehr beschränkter Weise. Unter den sieben Bitten des Vaterunsers beschäftigt sich nur eine mit dem armseligen Stückchen Brot, das der Körper zu seiner täglichen Nahrung absolut bedarf! Was ist eigentlich beten? Beten ist doch vor allem der wortlose Verkehr der Seele mit ihrem Schöpfer, nicht wahr? Er darf nicht mit Betteln verwechselt werden. Daß es etwas sehr Wichtiges, Heiliges ist ums Gebet, das können wir aus den Worten unseres

Heilandes selbst erkennen. Er will nicht nur, daß wir beten sollen in seinem Namen; er sagt uns auch ganz genau, um was wir beten dürfen. Dieses Beten in seinem Namen, dieses Aufgehen unseres Willens in dem Seinigen, ist die goldene Brücke, die unser Denken, unser innerstes Sein vereinigt mit dem göttlichen Willen und uns von der irdischen Lebensauffassung weg — in ein anderes Reich hinüberführt; es ist wie das Atmen in reinerer Luft, wie das tiefe Atemholen der Seele. Findest Du nicht auch, daß wir diese uns anvertraute Seele meist recht schlecht behandeln und ihr Licht und Luft benehmen, während das Irdische in uns, das Gute wie das Böse, sich wie der junge Kuckuck im Nest unerlaubt breit macht? Und die Seele braucht tiefes, tiefes Atemholen, sonst verkümmert sie oder wird unruhig und träumt irre Träume und verliert sich auf irren Wegen. Ihr Element ist das Eine, was wir ihr nicht geben können, was wir ihr aber nicht verkürzen dürfen. Die Fenster gegen den Himmel müssen weit offen sein, und nach diesem Fenster muß ihr Blick gerichtet sein können in Glück und Unglück, in Hoffen und Streben, im Leiden und Sehnen. — Das ist das Beten, das sie braucht zur Vereinigung mit Gott. Das ist das Gebet, was alles enthält, das kindliche Vertrauen, die alles überwindende, alles verstehende Liebe, die Opferwilligkeit und Ergebung, und das ist das Gebet, das wie ein Engel des Trostes, der Hilfe und des Schutzes all denen beisteht, die der Fürbitte bedürfen. Hast Du jemals darüber nachgedacht, wie einsam die Menschen eigentlich sind? Innerlich, einsam, dem Altern

und den schweren, einschneidenden Prüfungen des Lebens gegenüber? — In der Jugend da geht man lachend und singend denselben Weg dahin und findet in jedem jungen Herzen den Widerhall der eigenen, oft himmelhoch jauchzenden, oft zu Tode betrübten Stimmungen. Da ist alles noch flüssig, alles noch hoffend, ringend, in träumerische Illusionen gehüllt. Nach und nach wird aus dem Flüssigen etwas Festes; es erstarrt oder rundet sich ab, es erweitert sich oder verkümmert, und das ist dann die „Persönlichkeit"! Und die fröhlichen Waldwege münden in die breite Heerstraße, münden in langweilige Pappel-Alleen, führen durch Schatten und Sonnenbrand. — Und in dem Menschengewimmel dieser Heerstraße, da stoßt und drängt und hastet es weiter, und das jung aufflackernde Leben im Menschen wird mehr und mehr zurückgedrängt, und der „Persönlichkeit", der gleichsam in sich selbst eingekapselten Persönlichkeit, wird es nach und nach immer schwerer, aus ihrem krystallisierten Sein heraus warme Hände auszustrecken. Selbst die großen, warmen Naturen, die so vieles geben und dafür auch so vieles empfangen, haben verborgene Herzenstüren, hinter denen es stumm und einsam ausschaut.

„Oh bien â plaindre les âmes
Elles ne penvent se mêler
Elles ressemblent a des flammes acdentes
Sous un verre épais" —

Was würde aus all den Stummen und Einsamen werden, wenn sie das Beten nicht hätten? Ihr Schweigen spricht zu dem, der alle Sprachen versteht, dem

man nichts erklären muß, der alles weiß, jede Torheit und jede Verdrehtheit, all die Armseligkeit und die krausen Wege der Leidenschaft, das stumme Tragen und Entbehren, das Entsagen und das innere Erstarren, das so weh tut. Das Gebet allein öffnet die geheimen Herzenstüren und läßt die Sonne der Liebe und der Gnade auch in die dunkelsten, schüchtern verborgensten Winkelchen hinein scheinen und erlöst die Seele von dem stummen Bann des eigenen Ichs. — Oh denke nicht gering vom Gebet, von seinem Reichtum, seiner Würde, seiner Macht! Denke nicht gering vom Gebet, auch wenn die Form, in die es sich manchmal kleidet, Dir nicht sympathisch erscheint! Alles Geistige muß — ins Irdische übersetzt — von irgend einer Form getragen werden; diese Form kann sich nicht jedem Menschen, nicht jeder Geistesrichtung, nicht jedem Zeitalter ganz befriedigend anpassen. — Wir sogenannten Gebildeten schauen nur zu leicht mit dem uns angeborenen und anerzogenen geistigen Hochmut auf Formen herunter, die der einfacher denkenden Menge zusagen. Sollten wir nicht lieber verstehen, daß es auf die Form nur sehr wenig ankommt, und uns fragen, von welchem Geist wir beseelt sind, wenn wir niederknien vor unserem Vater im Himmel? Haben wir dabei den Stern vor Augen, der die Weisen des Morgenlandes geführt, bringen auch wir Gold, Weihrauch, Myrrhen mit uns, d. h. Dankbarkeit, Anbetung und Opferwilligkeit, ist es uns wirklich darum zu tun, den Herrn zu finden. Dann wird das Licht aufgehen auch in unsern Herzen, auch über unserm Leben.

— — — — — — — — — — — —

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21987 5736

Date Due

All library items are subject to recall 3 weeks from the original date stamped.

NOV 2 0 2000		
JAN 2 1 2003		

Brigham Young University